Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **41 [i.e. 44] (1962)**

Heft 7

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

AZ Winterthur

1085

Winterthur, 30. März 1962
41. Jahrgang Nr. 7/215

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Zur Frage der Sittlichkeitsverbrechen – Frühlingshafte Pariser Mode

Brief aus Indien:

Entwicklungshilfe – kein Fass ohne Boden

sfd. Indien ist kein Land, sondern ein Kontinent. Man muss 24 Stunden im Expresszug von Delhi nach Bombay gefahren sein, um wachend und schlafend, bewusst und unbewusst, zu ermessen, welch riesige Ausmasse dieser junge Staat hat. Darum kann ein Reisender in seinen Urteilen und Rückschlüssen nicht vorsichtig genug sein. Was er im Süden beobachtet hat, wird er im Norden unter Umständen vergeblich suchen, und die sozialen Bedingungen wechseln sogar von Stadtteil zu Stadtteil, in oft erschreckenden Sprüngen. Nur eines findet sich überall: grelle Kontraste. Hart stossen in der Natur Tag und Nacht aufeinander, fast ohne Uebergang; hart leben reich und arm zusammen; hart reiben sich Primitivität und Fortschrittlichkeit, und dennoch liegt über allem — vorläufig noch — eine eigenartige selbstverständliche Harmonie, eine Geste der Versöhnlichkeit, die im Uebersinnlichen gründet. Indien ist ein

Hauptziel der kommunistischen Propaganda:

Chinesen und Russen tun ihr Bestes, um überall Fuss zu fassen. In den Städten sind an den Kiosken signierte Postkarten mit dem Bild Gagarins erhältlich; die Stadtautobusse von Bombay führen Plakate mit sich, die die Bevölkerung auffordern, sowjetische Literatur zu lesen, und in gewissen Buchhandlungen herrscht Ueberfluss an Werken marxistischer Autoren. In fast aufreizender Weise hat die «Indo-Sowjet Cultural Society» ihren Aushängeschild gegenüber einem der feudalsten Hotels in Neudelhi angebracht. Und bei einem Besuch, den ich einem höheren Regierungsbeamten abstatte, erfahre ich, dass dessen Neffe in Leipzig studiert. Gelassen erzählt er mir, sein Verwandter habe durch die Vermittlung der indischen Regierung ein Stipendium der DDR erhalten und wohne jetzt im «Haus der Freundschaft» an der Lumumbastrasse. Der neunzehnjährige Sohn desselben Regierungsbeamten — der junge Mann studiert in Delhi Chemie und Physik — fragt mich, ob die Schweiz ein kommunistisches Land sei. Eine Umfrage bei Neunzehnjährigen über die politische Farbe der Regierung von Ceylon oder Burma würde übrigens auch bei uns kaum tiefgründigere Kenntnisse zu Tage fördern. Aber in zweierlei Hinsicht ist die Reaktion des jungen Studenten interessant und auch typisch. Sie zeigt, wie von einem andern Teil der Erde aus gesehen, die europäischen Probleme nicht unbedingt wesentlich sein müssen. Die Eurozentrik — so sagte mir ein Asiate — müsse endlich überwunden werden. Ein gebildeter indischer Christ erklärte mir: «Ich bin durch ganz Europa gereist, aber ich verstehe nicht, warum sich diese kleinen europäischen Staaten nicht vertragen können.» Ein anderer erklärte: «Ich habe einiges über die Berlinkrise gelesen. Aber ich sehe beim besten Willen nicht ein, warum die Westmächte an diesem kleinen Stück Westberlin so hangen. Es lohnt sich ja nicht.» Zudem ist zu bedenken, dass diese Nichteuropäer, die mit ihrem ganzen Wesen noch tief im kollektiven Denken und Empfinden wurzeln, eine völlig

andere Grundeinstellung zum Kommunismus

haben. Für sie stellt er nicht den Feind Nummer eins dar; sehr viele identifizieren ihn weitgehend mit Technisierung und Industrialisierung. In der Tat würde ein Ueberhandnehmen des Kommunismus in Indien wirtschaftlich kaum einen Rückschlag bringen. Für einen Menschen, der den westlichen Individualismus nicht kennt und den hohen Stand der freien Wirtschaft nicht mit eigenen Augen gesehen hat, ist ein kompromissloser antikommunistischer Kurs nahezu unverständlich, und die meisten Gespräche über dieses heisse Thema enden mit dem Hinweis darauf, dass der Kommunismus noch keinen Weltkrieg ausgelöst habe, wohl aber die imperialistischen westlichen Mächte deren zwei. Die Tatsache, dass Europa die Mutter zweier Weltbrände ist, hat die westliche Welt mit einem Makel behaftet, der in den nächsten Jahren kaum wegzubringen sein wird. Und darum spürt man in Indien durch alle noch so freundlichen Unterhaltungen hindurch jenes latente Misstrauen schwingen, das Nkrumah so umschrieb: «Der einzige Kolonialimperialist, dem ich traue, ist der tote Kolonialimperialist.» Dieses Gift des Antikolonialismus und des Antiimperialismus wird von den Kommunisten wacker gesät. Ohne dass sie politisch stark zum Zug gekommen wären, haben sie doch eine erste Runde gewonnen.

Vergessliche Farbige

Es kann keinen Zweifel darüber geben, dass es den Kommunisten bisher gelungen ist, eine gewisse Mentalität zu schaffen, die dem Westen abträglich ist; ihnen ist es zu verdanken, dass die farbigen Völker vergesslich geworden sind. Sie haben vergessen, dass der weisse Mann gewaltige Pionierleistungen oft unter grössten Opfern vollbracht hat. Vergessen ist, dass dort, wo man heute bequem mit dem Auto oder der Bahn fahren kann, vor Jahrzehnten unwegsames, unerschlossenes Gebiet gewesen ist. Es geht keine Rede davon, dass die «Kolonisten» Geld, Fleiss und Können investierten, um ein gut funktionierendes Verwaltungssystem und brotschaffende Industrien aufzubauen. Vergessen ist, dass die «Imperialisten» Pest, Cholera, Malaria und andere Geisseln beseitigt haben. Kurz, niemand erinnert sich an die Verdienste des weis-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Atombewaffnung – ja oder nein?

Wir Frauen möchten ja am liebsten von allem nichts wissen, möchten die schreckliche Bedrohung der Welt, die Möglichkeit ihrer totalen Vernichtung, der Zerstörung der menschlichen Erbanlage nicht wahrhaben, möchten in Ruhe unsere Arbeit verrichten, unsere Kinder aufziehen, uns der schönen Welt und des Lebens, das so schnell vergeht, freuen.

Aber unsere Sehnsucht nach einem friedlichen Leben hilft uns nicht viel. Die Welt ist bedroht. Der Schatten des Ostens steht als Wirklichkeit über uns, ist kein Phantom. Wir müssen uns mit diesen schwersten Fragen auseinandersetzen, müssen sie durchdenken, sachlich und klar, da hilft alles nichts. Aber vor allem, wir müssen uns orientieren.

Das, was wir hier im Frauenblatt vor unsere Leserinnen bringen, kann niemals eine gründliche Orientierung sein, dazu sind die Fachblätter und die grossen Zeitungen da. Wir wollen Ihnen einfach zeigen, um was es geht und wie sich die massgebenden Frauen dazu einstellen. *RS*

Um was es wirklich geht?

= Der Bundesrat hat in seinem Bericht vom 7. Juli 1961 an die Bundesversammlung über das Volksbegehren für ein Verbot von Atomwaffen mit aller Deutlichkeit festgestellt, dass sich die Frage der Beschaffung von Atomwaffen heute gar nicht stellt und kein solcher Entscheid unmittelbar bevorsteht. Dann fuhr er fort:

«Es ist aber denkbar, dass sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht ändern und dass in bezug auf die Beschaffungsmöglichkeiten eine neue Lage eintritt. Ein generelles Verbot der Atomwaffen, wie es die Volksinitiative vorsieht, hätte dann die schwerwiegende Folge, dass eine allfällige Beschaffung dieser Waffen praktisch verunmöglicht wäre. Dies könnte um so verhängnisvoller sein, als die Entwicklung im Kernwaffenbau heute noch keineswegs abgeschlossen ist.

Sie geht u. a. in Richtung kleinkalibriger Atomwaffen mit unbedeutenden radioaktiven Nebenwirkungen. Solche Waffen würden dann zum unentbehrlichen Bestandteil im Arsenal jeder kampfkräftigen Armee werden. Wir dürfen ihre Einführung zur Verstärkung unserer Abwehrkraft und zur Erhaltung unserer relativen Stärke daher nicht zum vornherein ausschliessen.»

Ein Atomverbot stände im Widerspruch zum Grundsatz einer wirksamen Landesverteidigung, indem eine solche Verfassungsbestimmung für alle Zeiten verhindern würde, die wirkungsvollsten Kampfmittel anzuschaffen. Es geht deshalb darum, für die Zukunft den Weg für eine atomare Rüstung der Armee offenzulassen, um unsere Landesverteidigung gegebenenfalls als Machtfaktor zu unserer Selbstbehauptung entscheidend zu verstärken.

*

«Eine Annahme des Volksbegehrens für ein Verbot der Atomwaffen würde die endgültige Verurteilung unserer nationalen Verteidigung bedeuten.» Diese Worte, herausgegriffen aus dem Referat von Nationalrat Dr. Olivier Reverdin, Genf, anlässlich der Präsidentinnenkonferenz des BSF vom 8. März in Bern, gaben Anlass zur Besinnung.

Seit eh und je war unsere Armee mit zeitgemässen Waffen ausgerüstet, von der Hellebarde bis zum Flammenwerfer. Können wir es verantworten, die Moral unserer Soldaten zu untergraben, indem man ihnen in Zukunft die neuesten Waffen vorenthält? Waren die Waffen, die in den letzten beiden Weltkriegen zur Anwendung kamen, etwa human? Wer hat damals etwas dagegen unternommen? Ist Pazifismus angebracht, wenn es darum geht, das Vaterland zu verteidigen? Dürfen wir nicht getrost die Verantwortung für die Ausrüstung unserer Armee in die Hände unserer obersten Landesbehörde legen? Wollen wir uns unseren Vorfahren gegenüber unwürdig erweisen und die Schweiz im Falle eines Krieges preisgeben, weil wir gebunden durch einen Artikel in der Bundesverfassung uns nicht mehr wirksam verteidigen können?

Nationalrat Reverdin verstand es, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, und schloss seine Ausführungen mit den Worten: «Ich bin gegen die Initiative, ohne für die Atombombe zu sein, und teile die Ansicht unseres Bundesrates, der zum gleichen Schluss gekommen ist in verantwortungsbewusster Haltung unserem Vaterland gegenüber.»

Frl. Dr. Helene Stähelin, Basel, ergriff das erste Votum und als Vertreterin einer Bewegung, die eine totale Weltabrüstung anstrebt, sprach sie sich für das Volksbegehren aus. Die Votantin versuchte — es war in gewissem Sinne eine Physikstunde — den Anwesenden die grauenhafte Wirkung der radioaktiven Strahlen auf alle Lebewesen vor Augen zu führen. Sie appellierte an den christlich denkenden Menschen, dem es nicht zustehe, menschliche Wesen zu vernichten.

Die Diskussion, die dem Referat und dem 1. Votum folgte, war rege. Frauen werden allgemein als zu gefühlsbetont beurteilt, doch kam in dieser Diskussion ein absolut reales Denken zum Ausdruck. Obwohl bestimmt jede Frau Kriege, besonders aber einen Atomkrieg, verabscheut und unsere Jugend im Frieden aufwachsen sehen möchte, hat eine zum Schluss der Konferenz durchgeführte Abstimmung gezeigt, wie sehr sich die Anwesenden bewusst waren, dass der Weltfriede nicht damit gesichert werden kann, indem wir Schweizer die Anschaffung von Nuklearwaffen für unsere Armee verbieten. Die Schweizer Frau möchte wissen, dass die Heimat wirksam verteidigt werden kann. Von den 47 Konferenzteilnehmerinnen haben sich bei 4 Enthaltungen 42 Frauen in ihrem persönlichen Namen gegen die Initiative ausgesprochen. *Edith Zimmermann*

Frauen unserer Zeit

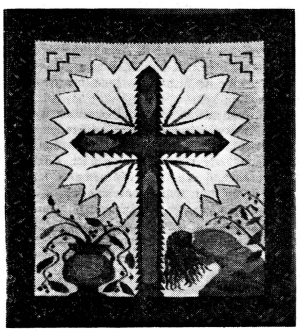
Alte Erinnerungen sind hier eingewoben...

Die Kunstweberin Maria Carugo in Contra

Märchengestalten könnten auf der alten Gartenbank vor diesem kleinen Hause im Weiler Contra oberhalb Locarnos sitzen. Es würde uns nicht verwundern. Doch fällt die Vorstellung schwer, dass ein Mensch aus Fleisch und Blut über den Rasen mit den bunten Sommerblumen schreitet, die kleine Treppe zum oberen Stock hinaufsteigt. Und doch ist es so. Hinter der vorgelagerten, von Weinlaub umrankten Terrasse steht die Tür weit offen, und sogleich fällt das antike, hohe, bunt bemalte Bett ins Auge, und der grosse Webstuhl, die den Raum nahezu ausfüllen. Aus dem Hintergrund löst sich eine Frauengestalt im langen grauen Gewand, die uns zunächst zögernd, dann freundlich begrüsst: Maria Carugo. Die hohen Backenknochen, die Gesichtszüge verraten ihre slawische Herkunft. Und in der Tat ist Maria Carugo gebürtige Ukrainerin. Ihr Vater war Gutsbesitzer, und das Weben war in der Familie Tradition. Da gab es die Trachten der Mutter mit den überlieferten Mustern. Da summte der Samowar, und da surrte das Spinnrad. Die kleine Maria war eins von dreizehn Kindern, von denen acht gross wurden. In ihrer Erinnerung lebt noch die Grossmutter, die in ihrer weiten Krinoline tanzte und 105 Jahre alt wurde. Aber Maria Carugo hat niemals daran gedacht, das Weben zu ihrem Beruf zu erwählen, sie hat es nicht einmal erlernt. Bis es dazu kam, bedurfte es einer langen Wanderschaft und mancherlei Schicksalsfügungen. Sie wollte Medizin studieren, um den Menschen zu helfen und nicht um Geld zu verdienen, wie sie betont, und wie man ihr gern glaubt. Doch ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung. Denn im Jahre 1920 musste sie die heimatliche Erde verlassen, verlor sie alles Hab und Gut — die Familie wurde auseinandergerissen, und ihre Angehörigen hat sie niemals wieder gesehen. Sechs Monate lang war sie mit der weissen Armee unterwegs, und über Istanbul und Italien — dort schloss sie sich einer Theatergruppe an — kam sie auch in die Schweiz.

In Bellinzona schien ihr das Glück noch einmal hold zu sein. Sie lernte einen jungen Maler kennen, der auch Kirchenbilder restaurierte. Sie verliebte sich in diesen Künstler und heiratete ihn. Doch dauerte ihre Ehe nur fünf Jahre, dann starb ihr Gatte, erst 27jährig. «Er lebt noch mit mir» meint sie leise. Sie war wieder allein, ohne Ver wandte, ohne Heim, ohne Mittel zum Lebensunterhalt. Sie musste unbedingt Geld verdienen, um existieren zu können. Da fielen ihr die alten We bereien wieder ein. Sie selbst konnte zwar nich weben, aber das war kein Hinderungsgrund. «Di Technik kann man erlernen», meinte sie, und s eignete sie sich das Handwerksmässige in kurze Frist an. Aber bald wuchs sie über ihre Tätig keit und über ihre Lehrmeisterin hinaus. Sie lebt in Moscia, Ascona und Orselina und von dort aus kam sie dann nach Contra. Der Erlös aus dem Verkauf einiger antiker Möbel ihres Mannes, er möglichte ihr, einen Webstuhl zu kaufen und sic selbständig zu machen.

Seit 15 Jahren wohnt sie nun in diesem stille Winkel, in einem Raum, der ihr Wohn-Schlaf- und Arbeitsstätte ist, führt sie ein einfaches, schlichtes, fast nonnenhaftes Leben in inniger Verbundenheit mit der Natur und ihren Geschöpfen. Da kommen die Meisen und picken ihr die Körner aus der Hand. «Die Stadt gefällt mir nicht», sagt sie, «und ich vermisse sie nicht. Abends lese ich, am liebsten Klassiker. Gogol, aber auch die Mystiker bedeuten mir viel, dann denke ich vor dem Einschlafen darüber nach.» Maria ist religiös eingestellt, sie hat auch Psalmen komponiert, und von dem grossen Wandteppich mit der Christusgestalt, der in blau- und orangefarbenen Tönen gehalten ist und der den Raum beherrscht, sagt sie, dass er niemals verkauft wird. «Himmelfahrt» nennt sich diese Schöpfung. «Die Ideen kommen



mir ganz von selbst», meint sie, «und ich habe so viele, dass ich niemand kopieren muss.» In den Webereien, die Gestelle und Wände bedecken, lebt nur wenig von der Tessiner Landschaft, die nun seit Jahrzehnten ihre Heimat ist, sondern alte Erinnerungen sind hier eingewoben, Erinnerungen an die weiten russischen Ebenen, an die Pferde auf dem väterlichen Gut vor allem. «Denn ich bin unter Pferden aufgewachsen», so erzählt sie. Aber auch Wiesenblumen, Gräser und Wasserpflanzen gibt es da und natürlich ihre Freunde, die Vögel. Als Farben zieht sie grün und rot vor. Maria stellt auch kleine Arbeiten her in klassischen oder modernen Mustern und mit schönen Ornamenten versehen, die sich leichter verkaufen lassen: Buchhüllen, Decken, Kissen und Taschen, obwohl ihr die Wandbehänge, bei denen das religiöse Motiv einen weiten Raum einnimmt, das wichtigste Anliegen sind. Sie verkauft eigentlich nur an Private, die sich namentlich im Sommer und Herbst zahlreich einstellen, angezogen von dem roten Pfeil auf weissem Grund, der auf dem Dorfplatz hinter der Kirche den Weg in ihre liebliche Eremitage weist. So sind ihre Arbeiten weit in der Schweiz herum bekannt geworden. «Mit den Messen in Locarno war ich zufrieden», erklärt sie, «ich habe auch einige Prämien erhalten, dreimal hintereinander vom Kunsthaus in Bern, und das Museum in Luzern hat ein Stück angekauft.»

Abgeschiedenheit und ein tiefer Frieden leben in diesem kleinen Hause und begleiten uns noch, als wir von der so bescheidenen, feinen und gläubigen Künstlerin Abschied genommen haben, um in eine laute und weniger friedliche Welt zurückzukehren. *Hilde Wenzel*

sen Mannes. Man redet nur von seinen Versäumnissen, seinen Vergehen, seinen Sünden. Es geht hier nicht darum, den weissen Mann reinzuwaschen. Kolonisation ist ein hartes Geschäft, und Fehler sind gemacht worden. Aber die Frage muss doch gestellt werden: Wo stünden die «Kolonisierten» heute, wenn der weisse Mann nicht gekommen wäre?

Die erste Runde, die die kommunistische Propaganda für sich buchen kann, besteht in der erfolgreichen Anschwärzung der westlichen Imperialisten. Sie stehen da als die grossen Schuldigen — und damit sind sie auch die grossen Schuldner geworden. Die Ausbeuter sollen jetzt zurückzahlen. Es ist ihre Pflicht und Schuldigkeit, das Geraubte zurückzuerstatten. Von daher gesehen wird Entwicklungshilfe zu einer Hilfe, auf die ein Rechtsanspruch besteht. Man fordert, dass der reiche Westen von seinem Ueberfluss unentgeltlich abgibt. Tut er es nicht, ist dies in den Augen der Entwicklungsländer ein neuer schlagender Beweis für kolonial-imperialistische Gesinnung. Natürlich denkt nicht jeder Farbige so. Die wenigsten Inder würden wohl bewusst die oben formulierten Sätze aussprechen. Aber es gibt Kräfte, die im Unbewussten wirken; es besteht ein geistiges Klima, das viel entscheidender ist als irgendwelche Proklamationen.

Keine Hilfe ohne Umerziehung

Und der Westen? Was unternimmt er, um dieses geistige Klima zu beeinflussen, um dem kommunistischen Gift zu begegnen? In materieller Hinsicht leistet er viel; die geistige Komponente jedoch wird sträflich vernachlässigt. Dabei wäre es vordringlich, nicht nur Geld und Güter in die Entwicklungsländer zu pumpen, sondern durch beharrliche, geduldige und geschickte Aufklärung der systematischen Anschwärzung des weissen Mannes als Ausbeuter zu begegnen. Eine solche Kampagne erfordert Geld, Fingerspitzengefühl und gründliche Studien. Sie ist unerlässlich, wenn die materielle Hilfe auf die Dauer nicht wirkungslos verpuffen soll. Ueberdies müsste dem vorhandenen Kapital an «Goodwill» viel mehr Sorge getragen werden. Dieses Kapital rekrutiert sich aus Farbigen, die dem Weissen nach wie vor mit Verständnis, Achtung und Wohlwollen entgegenkommen. Ihnen müsste der Rücken gestärkt werden, ohne dass man sie in peinliche Situationen bringt. Sie haben es meist nicht leicht, da manche ihrer Landsleute vom fanatischen Nationalismus geblendet sind. Der Versuchung, sie als «Instrumente» für egoistische Ziele einzusetzen, ist radikal zu widerstehen. Sie sind als Partner ernst zu nehmen; im Gespräch mit ihnen wäre die geeignete Form der Hilfeleistung abzuklären. Dabei müsste mit viel Weisheit, Takt, aber auch mit erdrückendem Beweismaterial den Entwicklungsländern klargemacht werden, dass die entscheidende Hilfe nicht von aussen kommen kann. Es wäre zu zeigen, dass es nicht böser Wille des reichen Westens ist, wenn der Lebensstandard in Indien sich kaum merklich hebt, sondern dass innerindische Faktoren die entscheidende Schuld daran tragen. Was die Inder wollen und wünschen, ist klar: mehr Nahrung, mehr Verbrauchsgüter, kurz den Standard des Westens. Aber ob sie bereit sind, den Preis dafür zu bezahlen, der in einer radikalen Aenderung der inneren Einstellung und einer Aufgabe eingefleischter Lebensgewohnheiten besteht, ist keineswegs sicher. Darum soll es ganz deutlich gesagt werden: Entwicklungshilfe ohne Umerziehung derer, denen unter die Arme gegriffen werden soll, ist ein Wasserschöpfen in ein Fass ohne Boden.

Die menschliche Explosion

Viele haben keine Ahnung davon, dass ein atemraubendes Wettrennen vor sich geht zwischen Bevölkerungszunahme einerseits und Industrialisierung und Urbarmachung von Boden — inbegriffen Ertragssteigerung — andererseits. Für Länder wie Indien ist dieses Rennen beinahe aussichtslos. Denn unausrottbar ist der Stolz der ungebildeten Hindufrau: sie will jedes Jahr ein Kind. Eine eigens von der Regierung zum Studium dieser Fragen eingesetzte Kommission hat ausgerechnet, dass nach 25 Jahren die Bevölkerung Indiens um 102 Prozent auf über 700 Millionen Köpfe zugenommen haben wird, vorausgesetzt, dass der gegenwärtige Rhythmus der Bevölkerungsvermehrung anhält, währenddem das Volkseinkommen trotz Industrialisierung und Technisierung im gleichen Zeitraum um nur 13,5 Prozent steigen wird. Allzu viele Europäer stekken angesichts dieser menschlichen Explosion den Kopf in den Sand. Sie trösten sich mit dem Gedanken, dass die Hebung des Lebensstandards solcher Völker von selbst eine Senkung der Geburtenziffer mit sich bringe, wie dies ja alle hochstandardisierten Völker zeigen. Was aber dann, wenn die Hebung des Standards nicht erreicht wird — trotz allen Anstrengungen, trotz Entwicklungshilfe — weil das Wettrennen nachweisbar zugunsten der Geburtsrate ausgeht? Dieses Problem kann auch der Westen nicht lösen.

Der Westen im Hintertreffen?

Aehnlich verhält es sich mit der Einstellung der Arbeit gegenüber. Vielen Indern scheint es völlig absurd, über die blosse Existenzsicherung hinaus dem Erwerb nachzugehen. Die Natur ist gütig, und man kann in den neun Monaten, in denen es nicht regnet, die Nacht sehr wohl im Freien zubringen. Warum soll man sich deshalb schinden und plagen? Indien kennt pro Jahr 27 staatlich festgesetzte Feiertage (lokale Feste nicht inbegriffen!). Auch die Arbeitsintensität ist — teilweise klimatisch bedingt — auf allen Gebieten viel geringer als in unseren Breitengraden. Darum ist es völlig verkehrt, wenn die Apostel der Wohlfahrt meinen, auf der ganzen Welt müsse um jeden Preis der gleiche Lebensstandard erzwungen werden. Es sei denn, man fordere im Ernst, dass ein Drittel der Menschheit sich aufreibe, damit die übrigen zwei Drittel ein gemächliches Dasein führen können. Echte Entwicklungshilfe, Hilfe, die auf die Dauer erfolgreich sein soll, kann darum nur die Auslösung von Selbsthilfeaktionen sein, gepaart mit der Bemühung um ein neues Arbeitsethos. Damit aber bewegt man sich — genau so wie mit der Forderung nach verantwortlicher Elternschaft — auf der Ebene weitanschaulicher, um nicht zu sagen, religiöser Kräfte und Strebungen. Und hier gerät der Westen, der sich meist beflissen bemüht, diese Komponente aus dem Spiele zu lassen, ins Hintertreffen. Denn eine Weltanschauung kann nur durch eine andere, bessere, aber niemals durch ein Vakuum überwunden werden.

Robert Gerhard Lenz

Die Frau in der Kunst

Frauen im Konzertleben Zürichs

Seit je ist im Zürcher Musikleben der Anteil der Frauen ein bedeutender. Auch in diesem Winter vermitteln die Veranstaltungen der Musikerinnen nicht nur Begegnungen mit bekannten Künstlerinnen und beachtenswerten jungen Talenten; sie bieten auch hinsichtlich der Programmgestaltung oftmals nicht Alltägliches. So erlebte man kürzlich in einem Volkskonzert der Tonhalle-Gesellschaft gleich drei schweizerische Pianistinnen auf einmal in einer kollegialen Gemeinschaftsleistung. Mathilde Freitag, Trudelies Leonhard und Margrit Rederer spielten J. S. Bachs Konzert für 3 Klaviere und Streichorchester in d-Moll und — besonders reizvoll — Mozarts Konzert für 3 Klaviere und Orchester in F-Dur. Ein seltenes Ereignis, das vom Publikum dankbar gewürdigt wurde.

*

Die Zürcher Geigerin Françoise Siegfried bewies in einem gemeinsam mit dem französischen Pianisten Pierre Maillard-Verger veranstalteten Sonaten-

abend im Kleinen Tonhallesaal einmal mehr ihr ebenso durch ein lebhaftes Temperament wie durch Zucht und Stilgefühl ausgezeichnetes Künstlertum. Nachdem die beiden Musiker im ersten Teil des Abends die Zuhörer mit der Wiedergabe von Sonaten von Locatelli, Beethoven und einer — besonders schön vorgetragenen — Schumann-Sonate erfreut hatten, gelang ihnen mit der klugen, feinabgewogenen Interpretation der 1947 entstandenen Sonate von Leos Janácek und der dritten Sonate von Martinú eine imponierende Leistung, die zwei nicht oft zu hörenden, sehr eindrucksvollen Werken der neueren Musik in erfreulicher Weise gerecht wurde.

*

Die Stimmen von Gabrielle Ulrich-Karcher (Sopran) und Lilly Baumann (Alt) ergänzten einander harmonisch anlässlich ihres gemeinsamen Konzertes im stilvollen Saal des Zunfthauses «zur Meisen» in Duetten von Leonardo Leo, Benedetto Marcello und Benjamin Britten, bei denen sie, wie auch in ihren Solo-Vorträgen, von Hans Willy Haeusslein feinfühlend begleitet wurden. Die Sopranistin holte sich überdies als Interpretin einer Arie von Rinaldo da Capua und von 7 Liedern von Alban Berg, die Altistin mit dem Vortrag von Recitativ und Arie aus der Oper «Olimpiade» von Leonardo Leo und von 5 Liedern Arthur Honeggers einen verdienten Erfolg. Man verdankt den initiativen Konzertgeberinnen auch die Uraufführung von 3 Gesängen für Sopran und Alt nah Gedichten von Hugo von Hofmannsthal von Ernst Hess.

*

Als Kammermusikensemble von hoher Qualität erwies sich das Basler Trio Milly von Grüningen (Klavier), Maria Suter (Violine) und Marguerite Druey (Cello) anlässlich eines Konzertes im Lyceumclub. Neben dem Trio in D-Dur von Leclair und Beethovens Trio op. 11 brachten die Künstlerinnen eine Trio-Sonate des heute nahezu vergessenen Adalbert Gyrowetz (1763—1850) zu Gehör, der sich zu seinen Lebzeiten als Kapellmeister und Komponist in Wien grosser Wertschätzung erfreute und zahlreiche in klassizistischer Manier geschaffene Opern, Ballette, Messen und Symphonien hinterlassen hat. Seine dreisätzige Trio-Sonate, die, ohne besonders in die Tiefe zu gehen, Charme und Grazie einer lebensfrohen Gesellschaft atmet, erwies sich als reizvoller Fund, für dessen musikalisch hervorragende Wiedergabe den Künstlerinnen herzlich gedankt wurde.

-ls.

An die Präsidentinnen der Frauenorganisationen

Sehr geehrte Damen,

Vielleicht ist Ihnen die neue Rubrik «Die Frauenorganisationen berichten» in unserem Blatt aufgefallen? Ich habe sie mit dem Hintergedanken eingerichtet, sie würde bei Ihnen Anklang finden und Sie zu spontaner Mitarbeit verlocken. Leider aber gehen die Berichte nur spärlich ein, wahrscheinlich, weil unter meiner Redaktion im grossen und ganzen wenig Berichterstattungen von Vereinsanlässen erscheinen. Dies aus folgenden Gründen:

Wichtige Anlässe der Frauenorganisationen werden ohnehin in der Tagespresse besprochen, und es wirkt etwas merkwürdig, wenn das Frauenblatt bei seinem nun 14tägigen Erscheinen so viel später dann plötzlich mit einem Bericht kommt, der zwei Wochen vorher bereits in allen Zeitungen zu lesen stand. Darum möchte ich eine Berichterstattungsecke einführen, in der die verschiedenen Vereine und Organisationen periodisch bekanntgeben, was bei ihnen geht und was sie unternehmen, so dass jeder Verein über die Tätigkeit des anderen ungefähr auf dem laufenden ist. Natürlich müssen diese Berichte ganz kurz gehalten werden und nicht auf Details eingehen, sondern einfach in grossen Zügen festhalten, was von der Organisation unternommen wird.

Auf Entgegenkommen und freundliche Mitarbeit hoffend, grüsst Sie, verehrte Damen,

Ihre Redaktorin

Darum Pro Infirmis

Vom behinderten Leben

Es war an einem internationalen Kongress, als uns unter den Uebersetzern eine lebhafte Behinderte von nur Kindergrösse auffiel, die am Stock ging. Sie erwies sich als gewandte Deutsch-Interpretin und erzählte auf unsere Bitte einiges aus ihrem Leben.

Wenn man wie ich 34 Jahre mit einer schweren körperlichen Behinderung gelebt hat, ist man naturgemäss zu einem gewissen Frieden mit seinem Körper gekommen — oder aber zum Krüppel geworden. Ich zweifle, ob meine Erfahrungen verallgemeinert werden können; sicher muss sich jeder selbst mit einer ähnlichen Behinderung auf eigene Weise sein Leben zimmern.

Ich war zweites Kind und kam mit osteogenesis imperfecta, einer Störung der Knochenbildung mit glasspröden Knochen, auf die Welt. Bei der Geburt hatte ich einen gebrochenen Arm; seither habe ich ausser Rücken und Hals so ziemlich sämtliche Knochen gebrochen. In Indien, wo mein Vater Dienst tat, wussten die Aerzte keinen Rat; so kam ich mit fünf Jahren nach England. Was dann folgte, ist in meiner Erinnerung nur noch ein ununterbrochener Strom von Aerzten, Spitälern, Gipsverbänden, Korsetts, Einspritzungen, Medikamenten und Bestrahlungen — und ungezählten warmen Empfehlungen weiterer unnützer Kuren.

Als ich neun Jahre alt wurde, wurde mein jüngerer Bruder geboren; und ich werde mich Zeit meines Lebens an das Gefühl der Hoffnungslosigkeit erinnern, als uns nach drei Wochen klar wurde, dass er dasselbe Leiden hatte. Man hoffte, dass seine Aussichten mit mir als Versuchsobjekt und bei fortgeschrittenen ärztlichen Kenntnissen besser sein würden. Doch war er weit zarter als ich, lernte nie gehen und starb mit 19 Jahren.

Es zeigte sich bald, dass ich selbst ohne meine Knochenbrüchigkeit — ich hatte mehr als 40 Brüche — nie normale Grösse erreichen würde. Ich hatte manches durchzufechten, aber dies war wohl das schwerste, besonders nach der Schulentlassung, denn ich bin nur 1,20 m gross. Mit zwölf Jahren erreichte meine Mutter in langem Kampfe mit einem Spezialarzt, dass man mich mit Stützapparaten und Krücken versah, um mir die Eroberung der Welt anders als bloss kriechend zu ermöglichen. Er gab nach, ihren Optimismus belächelnd und mit der freundlichen Voraussage, mein Rücken werde die Beanspruchung nicht aushalten.

Schon vorher hatte ich in einem Ausbruch von Tatendrang Gehversuche auf eigene Faust und ohne Apparate unternommen, mit dem unerfreulichen Resultat, dass sich mein rechtes Schienbein, kurz vorher gebrochen, langsam, aber sicher zu krümmen begann. Meine Mutter war damals in Indien; man stelle sich ihr Entsetzen bei der Rückkehr vor. Trotzdem wurde auch dieses Bein — einem Armbrustbogen gleichsehend — kunstgerecht eingeschient. Der Rücken hielt stand, und als ich 14 war, wurde eine operative Streckung des Beines beschlossen. Meine Freude war unbändig, als ich nach guten drei Monaten im Gips wieder ein gerades Bein hatte. Von da an kam ich mit einem Apparat am andern Bein und nur einer Krücke aus. Zudem erfüllte sich die Hoffnung, dass die Knochen sich nun verfestigen und Brüche seltener vorkommen würden. Der schwächste Punkt blieb mein linker Oberschenkel, der ziemlich regelmässig mein Leben lang brach. Er wurde später ähnlich wie das Schienbein operiert, nicht ganz so erfolgreich; seither komme ich im Hause ganz ohne Schiene aus. Gerade vor dem letzten Krieg hatte ich das Pech, meinen «guten» Oberschenkel zu brechen, was mich 9 Monate Arbeitsunfähigkeit und meine erste Stelle kostete; dies wäre zu vermeiden gewesen, wäre ich nicht auf einer schlechten Strasse gestolpert.

Schon früh suchte ich leidenschaftlich Weite und Unabhängigkeit. Nach der Schule lebte ich ein Jahr in Deutschland, um die Sprache zu lernen, musste aber beim Tode meiner Mutter nach England zurückkehren und das Haus übernehmen. Ich lernte Stenographie und Schreibmaschine und avancierte vom Geschobenwerden in einem Invalidenfahrstuhl zum eigenhändig betriebenen Dreirad, das zwar recht beträchtliche Anstrengungen erforderte, aber fast unbegrenzte Unabhängigkeit brachte. Bald darauf eröffnete sich plötzlich eine neue atemberaubende Aussicht. Eine höchst grosszügige und weitblickende Freundin beschloss, ich müsse einen eigenen Wagen haben und Autofahren lernen und sie werde mir den Wagen als Geburtstagsgeschenk zu meiner Volljährigkeit kaufen. Welche Vision ungeahnter Möglichkeiten, aber noch grösserer praktischer Unmöglichkeiten: meine ungenügende Grösse, Umbauten und Anpassungen, Versicherungen, selbst meine eigene Ueberzeugung, die Freundin habe mehr Geld als Vernunft. Doch ein Hindernis nach dem andern wurde genommen, sogar der Widerstand besorgter Versicherer, die zuerst eine Prämie von 1200 Franken verlangten. Schliesslich war ich Besitzerin eines hellgrünen Austin 7 mit Handkuppelung, erhöhtem Sitz, verlängerten Bremsen und Gaspedalen, die ich mit meinem rechten, besseren Fuss bedienen kann.

Fristgerecht bestand ich die Fahrprüfung und gewann mir damit die Freiheit. Man kann sich meine Erleichterung vorstellen; nun brauchte ich nicht mehr länger meine vielgeprüfte Familie zu bitten, mich da- und dorthin zu führen. Allein im ersten Jahr legte ich einige tausend Kilometer zurück. Nun war auch die Möglichkeit gegeben, mir selbst mein Brot zu verdienen und Konzerte, Ausstellungen zu besuchen. Dann kam der Krieg und mein Beinbruch; aber man gewährte mir eine zusätzliche Benzinration und schickte mich auf die Arbeitsuche.

Damals habe ich beinahe aufgegeben. Es war überall die gleiche Szene. Wenn ich die Karte des Arbeitsamtes vorwies, wurden gleich nur zu durchsichtige Gründe vorgebracht — Treppen, die ich nicht würde steigen können, oder unmögliche Qualifikationen, die nötig seien. Es war schwer, nicht zu verzweifeln, wenn man überzeugt war, die Arbeit ohne weiteres tun zu können. Durch Freunde fand ich schliesslich eine Stelle bei einem Advokaten, der am Anfang des Krieges ausgebombt worden war und nun sein Büro zuhause in einem Vorort führte. Seine Sekretärin hatte ihn gerade verlassen, und ich vermute, dass er vor Verzweiflung über die anschwellende Flut von unerledigten Papieren sogar eine Blinde und Armlose angestellt hätte. Heute bin ich neuneinhalb Jahre an diesem Posten — interessante und lehrreiche Jahre. Ausser der üblichen Büroarbeit habe ich zu Zeiten Geschirr gewaschen, Hühner gefüttert, Enkel zu Bett gebracht und das Haus geführt, wenn seine Frau abwesend war. Solche wie jedem andern übertragene normale Verantwortungen stärken zweifellos das Selbstvertrauen am allermeisten.

Um eine körperliche Behinderung zu überwinden, ist eine ziemlich robuste Konstitution nötig; die besass ich, ausser einer längern Komplikation in der Kindheit, glücklicherweise. Auch sonst hatte ich in mancher Hinsicht günstige Voraussetzungen. Viel verdanke ich meiner Mutter, die auf einem normalen Leben für mich bestand und nicht zuliess, dass man mich vom Familienleben irgendwie ausschloss. Sie war mein dauernder Antreiber — von Natur aus wäre ich bequem veranlagt. Sie verlangte einen weiten Horizont, erklärte ein volles und interessantes Leben trotzdem einem Gebrechen für möglich und verlangte, ich müsse mein Brot selbst verdienen können. Erst als Erwachsene habe ich erkannt, wie wichtig dies ist. Arbeit und Selbständigkeit bedeuten wirksamsten Schutz gegen Selbstmitleid und beste Hilfe, um den natürlichen Graben des Mitleids zu überbrücken, welcher bei der ersten Begegnung mit fremden Menschen entsteht. Und so vermag man, als normales und nützliches Glied der Gesellschaft akzeptiert zu werden.

Ich bin dankbar für meinen Wagen, mein allein dank der Grosszügigkeit jener Freundin und später einer Verwandten, die ihn mir nach dem Kriege ersetzte. Auch die Behörden erkennen heute anscheinend, wie wichtig das Gefühl der Freiheit durch ein unabhängiges Transportmittel ist, und fördern die Abgabe von Invalidenreirädern und umgebauten Autos. Seit dem Kriege sind daher Umbau-, Versicherungsprobleme und andere Formalitäten viel leichter zu lösen.

Schliesslich bin ich dankbar dafür, völlig selbständig zu sein. Ich lebe möbliert, habe aber verschiedentlich selbst gehaushaltet. Ein Problem ist für mich die Höhe des Kochherdes. Oft zeigt mir erst der übersiedende Inhalt eines Topfes, dass die Gasflamme zurückgeschraubt werden sollte. Immerhin passiert das heute selten mehr. Von einem Stuhl aus lässt sich auch für mich bequem in den Topf hineinschauen und so ohne Sturzbäche von kochender Milch auskommen.

ZI bunt GROBGEWEBE für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw.
in JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

Sonderseite «Schweizer Frauenblatt»

Freitag, 30. März 1962 Nr. 7/215

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel

Die Frauen sind an allem schuld...

Zu den Waadtländer Kantonsratswahlen vom 3./4. März 1962

13 Waadtländerinnen im Kantonsrat

Während die welschen Zeitungen den Einzug von 13 Frauen ins kantonale Parlament sachlich notiert haben, hat dem Berichterstatter der «Nationalzeitung» diese Wahl von 13 Frauen (8 davon wurden allein in Lausanne gewählt) sehr missfallen. Seinen Bericht schmückte er nämlich mit Titeln und Untertiteln folgender Art: «Mancher Kämpe fiel den Waadtländerfrauen zum Opfer.» «Den 13 weiblichen Abgeordneten musste eine ganze Anzahl bewährter Deputierter Platz machen.» «Angestellte verdrängt ihren Chef.» Unerhört diese Frauen, muss sich da der Leser sagen. Sanfter den Frauen gegenüber, aber doch leicht tadelnd (Zeugnisnoten müssen den Frauen nun einmal verabreicht werden), drückt sich eine Agenturmeldung aus: «Die Waadtländer Frauen drängten sich nicht zur Urne» heisst der Titel. Der Meldung ist zu entnehmen, dass die Wahlbeteiligung der Frauen ungenügend war. In den Städten sei es etwas besser gewesen.» Trotzdem haben in Lausanne von den 45 639 eingeschriebenen Wählerinnen nur 14 260 gestimmt.» Wieviel Prozent das sind, sagt die Meldung nicht. Aber wir können ja rechnen und kommen auf eine Stimmbeteiligung der Frauen von 31,2 Prozent. Und die Männer, wie machten sie es? Darüber schweigt sich die Meldung ganz aus, sie nennt weder absolute noch prozentuale Zahlen. Welschen Zeitungen entnimmt man: von den 34 669 stimmberechtigten Lausanner Männern gingen 15 670 zur Urne, d. h. 45,2 Prozent. Hält man nun die Stimmbeteiligungen von Frauen (31,2 Prozent) und Männern (45,2 Prozent) in Lausanne nebeneinander, so sieht die Sache für die Frauen gar nicht mehr so himmeltraurig aus, wie man uns weismachen wollte. Die Frauen könnten Gründe zu ihrer Entschuldigung anführen, die die Männer nicht haben: sie waren zum erstenmal zu den Kantons- und Regierungsratswahlen zugelassen, den Frauen hat man jahrelang eingehämmert, sie verständen nichts von Politik: — so meinen wir, die 68,8 Prozent Frauen, die nicht zur Urne gingen, seien entschuldbarer als die 54,8 Prozent Männer, die der Urne ebenfalls fernblieben!

«Mancher Kämpe fiel den Waadtländer Frauen zum Opfer»

Was haben nun diese Frauen laut «Nationalzeitung» angerichtet? (Dieselben Frauen, die nach andern Berichten also nicht in genügender Anzahl zur Urne gingen!) Sie haben den waadtländischen Kantonalpräsidenten der Radikalen verdrängt. Eigentlich ist er — immer laut «Nationalzeitung» — von einer eigenen Angestellten verdrängt worden. Wie das? Dieser Parteipräsident ist Direktor des Kantonsspitals. Eine Fürsorgerin desselben Spitals, die auch auf der radikalen Liste kandidierte, wurde gewählt, der Direktor aber nicht mehr. Der Berichterstatter der «Nationalzeitung» macht daraus einen fetten Zwischentitel (à la «Blick»): «Angestellte verdrängt ihren Chef». Und «Dreizehn weiblichen Abgeordneten musste eine ganze Anzahl bewährter Deputierter Platz machen.» «Mancher Kämpe ..» (siehe oben!)

Zu den Tatsachen

Begeben wir uns nach so viel rauher Anschuldigung (die aus der Luft gegriffen ist, was zu zeigen sein wird) auf den viel weniger rauhen Boden der Tatsachen. Was ist eigentlich geschehen an diesem Waadtländer Wahlsonntag?

Zum erstenmal gingen Männer und Frauen für eine Kantonsrats- und Regierungsratswahl zur Urne. Die Männer beteiligten sich an dieser Wahl prozentual etwas besser als die Frauen. In den Städten war die Stimmbeteiligung der Frauen besser als auf dem Land. (Wir wollen das den Journalisten glauben, genaue Angaben über die Stimmbeteiligung der Frauen auf dem Land konnten wir nicht selber finden.) Starke Verluste haben die Radikalen zu verzeichnen, bleiben aber trotzdem mit 70 Vertretern die stärkste Fraktion. Ihre Verluste werden aber von den welschen Zeitungen nicht den Frauen zugeschrieben. Das «Journal de Genève» erklärt sie mit der Einführung des Proporzwahlsystems in allen 30 Wahlkreisen (bis jetzt war der Kanton in 60 Wahlbezirke eingeteilt, von denen einige ihre Kandidaten nach dem Majorz wählten). Die Jungradikalen verlieren von ihren sechs Sitzen gleich fünf. Ihre einzige Vertretung ist eine Frau: Madame Marie-Louise Treney, Mitredaktorin am «Journal de Pully»; die Liberalen haben sieben Gewinne zu verzeichnen, die Sozialisten zwei, die Katholiken einen. Landesring und Popisten haben wie vorher zwei bzw. 10 Vertreter. — Neu war bei diesen Wahlen auch, dass das kantonale Parlament nur noch 197 Vertreter zählt gegenüber 211 wie bis jetzt. Für die 197 Sitze waren 598 Kandidaten aufgestellt worden: nämlich 535 Männer und 63 Frauen. Gewählt wurden 184 Männer und 13 Frauen. Fast 30 Prozent der gewählten Kandidaten sind neu. Da aber 30 Prozent von 197 nicht etwa 13 gibt (die Anzahl der gewählten Frauen), sondern fast 60, so sind die «altbewährten Kandidaten» nicht durch die Frauen «verdrängt» worden, wie es die «Nationalzeitung» haben möchte, sondern mehrheitlich durch andere Männer. Das «Journal de Genève» erwähnt denn auch rühmend einzelne dieser neuen Männer, «deren berufliche Erfahrungen» — es sind Juristen «von Talent» und Mediziner darunter — dem kantonalen Parlament sehr nützlich sein werden.

Unter den nicht mehr gewählten Männern wollen wir Dr. Chollet aus Nex erwähnen, vor dem 1. Februar 1959 ein engagierter Frauenstimmrechtsgegner, der sich aber seither mit dem Frauenstimmrecht ausgesöhnt hat. Auch ein ausgesprochener Frauenstimmrechtsfreund, Charles Bettens, der 1945 im Grossen Rat die Motion für das Frauenstimmrecht einreichte, die dann am 1. Februar 1959 ihr Ziel erreichte, ist nicht mehr gewählt worden. Auch daran sind sicher nicht die Frauen schuld.

Warum frauenfeindliche Wahlkommentare?

Warum, so muss man sich fragen, dann diese frauenfeindlichen Wahlkommentare? Wollen Frauenstimmrechtsgegner den deutschschweizerischen Männern Sand vor dem Frauenstimmrecht einjagen? Damit dieses «Uebel» ja nicht auf die deutsche Schweiz übergreife? Aber vielleicht steckt gar nicht so viel taktische Ueberlegung hinter diesen Aeusserungen. Sondern ein Mann hat nur wieder einmal gerne die Gelegenheit ergriffen, den Frauen am Zeug herumzuflicken, um so seine männliche Ueberlegenheit darzutun. Aber ach, was ist das für eine männliche Ueberlegenheit, die von ungerechtfertigter Kritik an den Frauen leben muss? Gehören solche Journalisten zu den Pantoffelhelden, von denen die jetzt grad vergangene Basler Fasnacht zwar fasnächtlich grob, aber träf zu sagen wusste:

«Vorlaifig dien no d Männer wähle,
die Alti ka dihaim befählel»?

Und damit wären wir eigentlich bis zum Märzheft der «Annabelle» vorgedrungen, in dem dargetan wird (natürlich am Beispiel von Amerika), das Pantoffelheldentum sei eine Folge der Gleichberechtigung der Frau. Während wir eher dazu neigen, anzunehmen, das Pantoffelheldentum gewisser Schweizer verhindere die Gleichberechtigung der Schweizer Frauen. Aber damit sind wir von den Waadtländerwahlen leicht abgekommen, und um die ging es uns heute. Auf die «Annabelle» und ihre amerikanischen Probleme können wir vielleicht einmal zurückkommen.

A. V.-T.

Wie kommen wir zum Frauenstimmrecht?

Ohne ein mutiges Handeln und Wagen wird in der Schweiz auch in Zukunft nichts geschehen. Aengstliches Zuwarten und Hoffen bringt keinen Erfolg. Nur stetes Werben und Kämpfen und praktischer Einsatz führt zum Ziel. Neue Vorstösse, vorab auf kantonalem Boden, sind notwendig und dürfen nicht aus Furcht vor Misserfolgen und allzukluger Taktik unterbleiben.

Dr. Alois Grendelmeier

Steuererleichterung für berufstätige Ehefrauen in Basel...

Der Grosse Rat (Kantonsrat) von Basel hat Mitte Januar einige Steuererleichterungen beschlossen. Eine davon betrifft die berufstätige Ehefrau: Verdient sie mit ihrem Mann zusammen bis zu 10 000 Franken jährlich, so darf sie 1200 Franken von ihrem Einkommen als steuerfrei abziehen. Beträgt das gemeinsame Einkommen zwischen 10 000 und 13 000 Franken, so ist der Freibetrag Fr. 1100.—. Ueber 13 000 Franken bis 16 000 Franken Freibetrag Fr. 1000.—. Ueber 16 000 bis zu 19 000 Franken Einkommen Freibetrag Fr. 900.— und schliesslich bei gemeinsamem Einkommen über 19 000 Franken Freibetrag Fr. 800.—.

... und in Riehen

Im Februar hat der Gemeinderat von Riehen dem Weiteren Gemeinderat einen Antrag unterbreitet, der den berufstätigen Ehefrauen dieselben steuerfreien Beträge bewilligen will, wie sie der Grosse Rat von Basel beschlossen hat.

Chronik vom 5. Februar bis 18. März 1962

Eingaben und Petitionen von Schweizer Frauen

Die sozialdemokratischen Frauen

haben im Februar einen offenen Brief an den Bundesrat gerichtet. Sie sprechen darin ihre Beunruhigung über die steigende Teuerung aus, die besonders die alten Leute, vor allem alleinstehende Frauen, trifft, die nicht von der AHV leben können, dann aber auch Hilfsarbeiter und Bergbauern. Die sozialistischen Frauen machen dem Bundesrat in diesem Brief auch Vorschläge, wie nach ihrer Meinung die Teuerung bekämpft werden könnte: Ernennung einer Fachkommission, keine weiteren Bewilligungen auf Mietzinserhöhungen für Altwohnungen, Reaktivierung der Preiskontrolle und Preisüberwachung; Massnahmen zum Masshalten bei Neuinvestitionen, Ausbau der Wirtschaftsstatistik zur besseren Erkennung der notwendigen konjunkturpolitischen Massnahmen.

Die Zürcher Frauen

sammelten Unterschriften für das Frauenstimmrecht. Am 21. Februar hat das zürcherische Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht der Staatskanzlei die Unterschriftenbogen der Petition für das Frauenstimmrecht abgegeben. In 14 Tagen sind 31 118 Unterschriften im Kanton gesammelt worden. Wie wird sich der Regierungsrat zu dieser Petition äussern?

Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht schreibt dem Ständerat

Schon im Oktober hat der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht bei der ständerätlichen Kommission, die das Krankenversicherungsgesetz vorberiet, dagegen protestiert, dass die Frauen bis zu 25 Prozent höhere Prämien bezahlen sollen. Auf die vergangene Frühjahrssession hat er sich in derselben Angelegenheit an alle Ständeräte gewandt. (Siehe Leitartikel des Frauenblattes vom 16. März.) — In derselben Sache hat die Arbeitsgemeinschaft der Schweizerischen Frauenverbände für die Kranken- und Mutterschaftsversicherung in verschiedenen Eingaben Stellung genommen.

Frauenstimmrechtsabstimmung im Herbst in Basel?

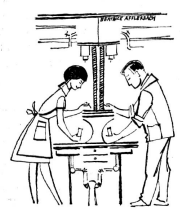
Auf eine Interpellation im Grossen Rat durch F. Dübi (PdA), wann über die Initiative der Vereinigung für Frauenstimmrecht abgestimmt werde, hat Regierungsrat Dr. Peter (kath.) geantwortet: Der Zeitpunkt ist jetzt nach den Bürgerratswahlen nicht so geeignet. Es dürfte besser sein, gegen Ende dieses Jahres wieder ans Volk zu gelangen.

Basler Bürgerinnen können jetzt Referenden unterschreiben

Gegen einen Beschluss des Weiteren Bürgerrates, an zwei Industriefirmen Land zu verkaufen, hat die Sozialistische Partei das Referendum ergriffen. Sie ist u. a. der Ansicht, dass das Land den betreffenden Firmen zu billig verkauft wird. Die Basler Bürgerinnen können selbstverständlich, wenn sie diese Ansicht teilen, das Referendum unterschreiben, da sie in Angelegenheiten der Bürgergemeinde stimmberechtigt sind. Sollte das Referendum zustandekommen (es braucht dafür 600 Unterschriften), so würde das zu einer der ganz seltenen Sachabstimmungen in der Bürgergemeinde führen.

13 Kantonsrätinnen in der Waadt

(S. a. Leitartikel dieser Seite) An den Kantons- und Regierungsratswahlen vom 3./4. März haben sich erstmals auch die Frauen beteiligt. Während in den Regierungsrat noch keine Frau vorgeschlagen wurde, kandidierten für den 197 Mitglieder zählenden Kantons- oder Grossen Rat 63 Frauen. 13 wurden gewählt, acht davon in Lausanne. Gewählt sind: drei Aerztinnen, eine Zahnärztin, zwei Sozialassistentinnen, eine Mittelschullehrerin, eine Reporterin von Radio Lausanne, eine Hausfrau, die sich journalistisch betätigt, eine Sekretärin-Kassierin, eine Spezialistin für Wirtschaftsfragen, eine Journalistin und eine Hausfrau, die sich mit Fragen der Familienfürsorge befasst.



«Gleiche Arbeit — gleicher Lohn» im Kanton Neuenburg

Der Grosse Rat des Kantons Neuenburg hat in einer Dezembersitzung die Frage «gleiche Arbeit — gleicher Lohn» im Staatsdienst behandelt. Sie ist zur weitern Bearbeitung einer Kommission überwiesen worden. Im Prinzip sollen weibliche und männliche Angestellte bei gleicher Leistung gleich bezahlt werden. Die Angleichung der Lehrerinnenlöhne an die Lehrerlöhne muss in zwei Etappen geschehen: der Unterschied ist heute allzu gross! Würde man die Löhne in einem Anhieb angleichen, so würde es Lehrerinnen geben, die bis zu 90 Prozent mehr Lohn erhielten als bisher. (Was natürlich für den Staat — wer ist der Staat? — untragbar wäre. Die Lehrerinnen haben die ungerechte Entlöhnung ja bis jetzt ertragen, und ertragen sie auch noch ein wenig länger!)

In der Volksabstimmung von 3./4. März hat das Neuenburgervolk (Männer und Frauen) dem Prinzip gleicher Entlöhnung von weiblichen und männlichen kantonalen Angestellten zugestimmt. Wie es schon der Grosse Rat beschloss, soll die Angleichung der Lehrerinnenlöhne in zwei Etappen erfolgen.

Gleichzeitig ist auch einer andern wichtigen Gesetzesrevision zugestimmt worden:

Die verheirateten Lehrerinnen an den Primar-, Sekundar- und höheren Schulen sollen unter denselben Bedingungen angestellt werden wie ihre ledigen Kolleginnen.

Die Zürcher Billeteusen gleich entlöhnt wie ihre Kollegen

Nachdem in der Oeffentlichkeit kritisiert wurde, dass die Billeteusen gleich bezahlt werden sollten wie die Billeteure, veröffentlichten die Verkehrsbetriebe der Stadt Zürich eine «Stellungnahme». Hier ein paar Zeilen daraus: «... Dass schliesslich Billeteusen, die genau dieselben Anforderungen und Pflichten wie die Kondukteure zu erfüllen haben, auch denselben Lohn wie diese erhalten sollen, ist nur gerecht. Oder ist eine Arbeit, von einer Frau ausgeführt, weniger wert als dieselbe Arbeit eines Mannes? ...»

Annäherung der Frauenlöhne an die Männerlöhne in Holland

Der EWG-Vertrag schreibt in seinem Art. 119 vor, dass bis zum Ende der ersten Stufe der Uebergangszeit des Gemeinsamen Marktes, d. h. normalerweise bis Ende 1961, das Prinzip der Lohngleichheit für Männer und Frauen in allen Mitgliedstaaten angewendet werden muss. Schon im vorigen Jahr hatte die EWG-Kommission die Mitgliedländer mit einer formellen Empfehlung an diese Vertragsvorschrift erinnert, und seit einigen Monaten sind darüber auch heftige Auseinandersetzungen im Ministerrat der EWG im Gang.

Die niederländische Regierung hat nun, um der Verpflichtung auf Durchsetzung der Lohngleichheit einen Schritt näherzukommen, verfügt, dass die Unternehmer die Entlöhnung der weiblichen Arbeitskräfte auf mindestens 85 Prozent der Männerlöhne (bei gleicher Arbeit) festsetzen müssen.

Neue Zürcher Zeitung

In den Vereinigten Staaten

Im Februar fand in Washington erstmals eine Versammlung der von Präsident Kennedy eingesetzten Kommission zur Prüfung der Frauenfrage statt. Arbeitsminster Goldberg sprach sich an dieser Versammlung dafür aus, weibliche Arbeitskräfte ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt ihrer Leistungen zu bezahlen und der amerikanischen Frau alle Berufe zu öffnen, für die sie sich fähig erweise. Goldberg erklärte, Millionen Frauen verdienten noch immer weniger als einen Dollar pro Stunde. Die Kommission wurde von Mrs. Eleanor Roosevelt präsidiert. Prominenter Redner war Präsident Kennedy selbst. In einer kurzen Ansprache befürwortete er, die Frauen entsprechend ihren Leistungen zu entlöhnen und in der Bezahlung nicht gegenüber den männlichen Arbeitskräften zurückzusetzen.

Die belgische Industrie nicht unbedingt für «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn»

Der oben erwähnte Art. 119 des EWG-Vertrages, der gleiche Entlöhnung für Mann und Frau vorschreibt, wird im Bulletin der «Fédération des Industries Belges» (FIB) kritisiert. Die belgische Industrie wendet sich vor allem dagegen, dass die Lohngleichheit auch für die gesetzlichen und vertraglichen Mindestlöhne Rechtskraft erhalten soll. — Das Zögern der belgischen Industrie gegenüber einer vollständigen Vereinheitlichung der Männer- und Frauenlöhne auch bei den Mindestlöhnen gründet sich vor allem auf Vergleiche der absoluten Arbeitskosten in Belgien und seinen Nachbarländern. So brächten Vergleiche zwischen Belgien und Frankreich folgendes zutage: wenn auch Frankreich in der Verwirklichung der Lohngleichheit am weitesten fortgeschritten sei, so seien doch häufig in Belgien schon die Frauenlöhne höher als in Frankreich die vergleichbaren Männer- und Frauenlöhne. Die letzte Lohnerhebung im Winterhalbjahr 1960/61 der FIB habe ergeben, dass die Stundenlohntarife in Frankreich (und auch in den Niederlanden) im Durchschnitt um etwa 25 Prozent hinter den belgischen Löhnen zurückblieben. Allerdings räumt der betreffende Kommentar der belgischen Industrie ein, dass aus verschiedenen Gründen ein Vergleich der Arbeitskosten in der belgischen und in der französischen Industrie trotzdem nur geringe Unterschiede zeige. — So also die Sicht der belgischen Industrie: eine Angleichung der Frauen- an die Männerlöhne würde die Arbeitskosten der belgischen Industrie im Vergleich mit den andern EWG-Ländern (vielleicht) erhöhen. Die belgische Industrie käme sich so benachteiligt vor. Die belgische Arbeitnehmerin allerdings dürfte die Sachlage etwas anders beurteilen.

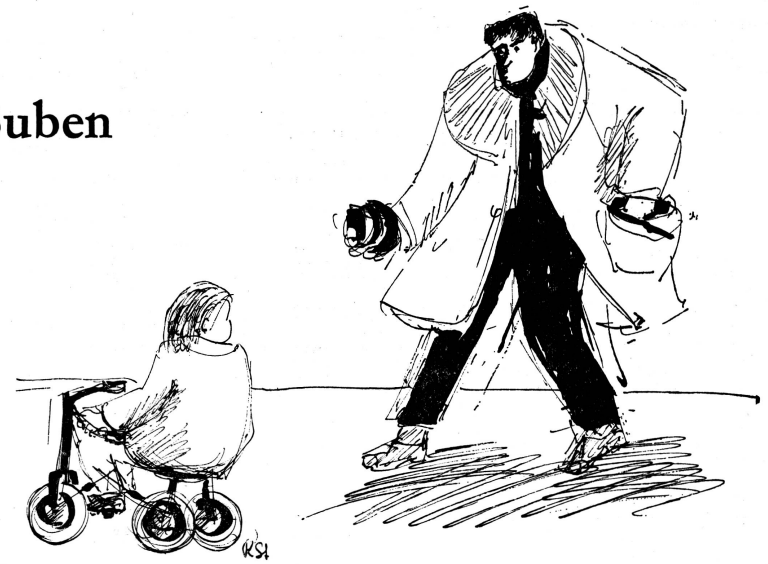
Ich sammelte Unterschriften für die Zürcher Frauenstimmrechtspetition

Auch du musst für die Petition der Frauen Unterschriften sammeln! kam es mir blitzartig, als ich am Abend des 1. Februar im Börsensaal die trefflichen Voten zugunsten des Frauenstimmrechts gehört und von neuem über die Notwendigkeit desselben überzeugt wurde. Ich nahm denn auch am Fackelzug der rund 600 Frauen teil. — Die ersten Unterschriften erhielt ich bereits am nächsten Morgen von Gatte und Sohn (leider wohnen meine andern Kinder auswärts), die eigene hatte ich bereits im Börsensaal abgegeben. Dann stellte ich mich an die Haltestelle des Migroswagens und warb: Alle, bis an zwei junge Frauen, unterschrieben; der Chauffeur verneinte. Nachdem ich das Mittagessen gerichtet hatte, wartete ich vor unserm Mehrfamilienhaus auf die zum Essen heimkehrenden Bewohner; wer von ihnen nicht schon unterschrieben hatte, tat es gerne auf meiner Liste. Ermuntert durch das gute Resultat, sprach ich Passanten und Führer von anhaltenden Autos an, von denen keiner die Unterschrift verweigerte. In einem Geschäft öffnete mir der Besitzer sogar die Türe zu seinem grossen Atelier, und alle seine vielen Angestellten unterschrieben — bis auf einen — der Ausländer war —. Mittags fuhr ich in die City, um mein Werbeglück in einem Warenhaus zu versuchen, das sich mit einigen andern Grossbetrieben bereit erklärte, Unterschriftensammlerinnen gewähren zu lassen. Bereits auf der Fahrt zur Stadt sammelte ich im Tramwagen Unterschriften, auch der Kondukteur unterschrieb, und so fuhr ich mit der «frauenstimmrechts-bejahenden Fracht» gehobenen Sinnes meinem Wirkungskreis zu. — Mit gesteigerter Zivilcourage begann ich im Warenhaus mein Werben. Sogar auf englisch erklärte ich drei Frauen den Sinn meines Tuns. «Heaven, Heaven!» schrien sie und warfen die Arme in die Luft, «you haven't the vote in Switzerland?» — Ein Herr bedauerte, dass ich für eine solche Selbstverständlichkeit Zeit verlieren müsse. «Ich tue es nur für einen Tag und im Andenken an die treue Vorkämpferin, Elisabeth Thommen», antwortete ich. — Sehr viele Männer unterschrieben den Petitionsbogen spontan, indem sie sagten: «Es ist nur gerecht, wenn die Frauen, die arbeiten und Steuern zahlen, endlich auch stimmen könnten.» Verschiedene Ausländerinnen bedauerten, nicht unterschreiben zu können, besonders die mit Ausländern verheirateten Schweizerinnen. — Es gab aber auch Widerstände, sogar Anfeindung. Eine Frau erklärte erbittert: «Die Frauen haben mir damals... auch nicht geholfen, darum brauchen sie jetzt auch kein Stimmrecht.» — «Unterschreiben tue ich nicht mehr», meinte ein älterer Mann, «ich habe einst bei so etwas irrtümlicherweise auf zwei Bogen unterschrieben und wurde dann vermahnt». — Und dann schüttete eine wohnungsuchende, geschiedene Mutter ihr Herz aus, ein materiell zu kurz gekommener Vater liess seinem Zorn freien Lauf. Andere berichteten von ausgebeuteter Nächstenliebe, ein nicht Eingebürgerter zeigte seine Verbitterung. So offenbarten einzelne Gespräche viel Not — ich ging gerne auf sie ein. Viele Angestellte, die sich zuerst als Gegner des Frauenstimmrechtes erwiesen, konnten nach kurzer Diskussion als Befürworter und Mitunterzeichner gewonnen werden, ja, einzelne von ihnen sammelten ihrerseits noch weitere Unterschriften. Allgemein erlebte ich, dass ältere Leute, meist Frauen, rasch unterschrieben, nachdem sie hörten, dass «ihre Jahre» kein Hindernis dafür seien. Junge Leute dagegen — obwohl es hier auch Ausnahmen gab — unterschrieben selten, ja, gelegentlich setzten sie sich mit überlegenem — oder war es ein verlegenes? — Lächeln über mein Begehren hinweg. Ob ihre Mütter versäumten, bei ihnen das richtige Verständnis für die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts zu wecken? Ob Aufklärung in Schulen und Jugendgruppen nicht angezeigt wäre?

Unvorbereitet habe ich mein Werben für Unterschriften begonnen. Wohl bin ich etwas zaghaft in den unbekannten Kampf getreten, bin aber beglückt daraus hervorgegangen.

Elena Doll

Immer wieder unsere Buben und Mädchen...



Uns Frauen, uns Müttern greift es ans Herz: immer wieder werden unsere Minderjährigen, Buben wie Mädchen, Opfer von Sittlichkeitsverbrechen. Die Kette dieser schlimmsten Verbrechen reisst nicht ab, Aufklärung und Schulung des ganzen Volkes, wie es Pestalozzi einst gefordert und wie es längst verwirklicht wurde, scheinen keinen Einfluss auf Verantwortlichkeit und Sittlichkeit im Menschen zu haben, scheinen das Wissen um Recht und Unrecht nicht zu fördern, den Drang nach dem Guten, die Sehnsucht nach Vollkommenheit nicht zu wecken. Der Mensch hat sich nicht geändert, der alte Adam lebet noch, die perverse Triebhaftigkeit wird mit vielen anderen Uebeln nie ganz auszurotten, die Welt nie ohne Fehl und Tadel sein. Deswegen die Hände in den Schoss legen und zum vorneherein annehmen, es sei ohnehin jede Liebesmüh vergebens? Sicher nicht. Im Gegenteil, die Anstrengungen müssen vergrössert werden, damit wenigstens der junge Mensch bis zu seiner Volljährigkeit von den Erfahrungen der Perversität geschützt und sicher sei. Die Wege dazu zu finden, das sollte in unserer sonst so ausgeklügelten Gesellschaftsordnung nicht unmöglich sein.

Wir möchten über dieses Thema eine Diskussion eröffnen und erhoffen uns viele, kurz gehaltene Beiträge und Vorschläge von unseren Leserinnen. Die angenommenen Beiträge werden honoriert.

Die Redaktorin

Zur Psychologie der Sittlichkeitsverbrechen

Die Oeffentlichkeit wird in der letzten Zeit in steigendem Masse durch die Aufdeckung und die Prozessverfahren schwerer bis schwerster Sittlichkeitsdelikte beunruhigt. Begreiflicherweise nimmt das Publikum grossen Anteil an diesen Geschehnissen; die betreffenden Fälle werden überall diskutiert und die Stellungnahmen in der Presse dauern weit über den Abschluss der Gerichtsverhandlungen, wobei im allgemeinen die Erörterungen auf den Grundton der Empörung abgestimmt sind. Es ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, dass jeder verantwortungsbewusste Mensch sich mit den Fragen der Sittlichkeitsdelikte auseinandersetzt, deren Opfer unser Mitleid und unser Mitgefühl erwecken: wir dürfen aber nicht bei der blossen Affektreaktion der Entrüstung gegenüber dem Delinquenten stehenbleiben, sondern müssen uns um ein tieferes Verständnis solcher Vergehen gegen Recht und Sittlichkeit bemühen.

Man macht gewöhnlich die Erfahrung, dass die meisten Menschen nur sehr vage Begriffe von den Sittlichkeitsverbrechen haben; sie begnügen sich damit, die betreffenden Delinquenten zu verurteilen, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, wie es überhaupt zu solchen Taten und solchen Persönlichkeiten kommt. Diese Oberflächlichkeit, an der selbst sog. «kompetente Kreise» noch teilhaben, kann heutzutage nicht mehr entschuldigt werden, da die Tiefenpsychologie seit Jahrzehnten in der Lage ist, Ursprung und Sinn der Sexualverbrechen zu erklären. Aus den tiefenpsychologischen Einsichten wird nicht nur das unglückselige und tragische Leben des Sexualdelinquenten begreiflich; auch die Entstehungsbedingungen der kriminellen Tat selbst sind durch die tiefenpsychologische Analyse klar geworden, so dass auf Grund des tieferen Verstehens wirksame Mittel und Wege der Verbrechensverhütung und — was nicht minder wichtig ist — Methoden der therapeutischen Beeinflussung des Delinquenten angegeben werden konnten. Es besteht heute gar kein Zweifel mehr, dass das Sittlichkeitsverbrechen ein psychologisches Problem darstellt, zu dessen Lösung in erster Linie die moderne Psychologie und Psychotherapie herangezogen werden muss.

Delikte und Delinquenten

Die Zahl der Sittlichkeitsverbrechen ist naturgemäss viel grösser, als die durch sensationelle Einzeldelikte erregte Oeffentlichkeit annimmt. Ein Grossteil der Delikte bleibt unbekannt: das Schweigen des Opfers und die Geschicklichkeit des Täters bewirken, dass nur ein geringer Prozentsatz der tatsächlichen Verstösse aufgedeckt wird. Und doch ist schon ein kurzer Ueberblick über das bekanntgewordene Material sehr aufschlussreich für die Tragweite dieser Problematik. So veröffentlichte z. B. die Stadtpolizei Zürich in ihren «Städtischen Polizeinachrichten» beinahe an jedem Tag einen Vorfall, in dem unzüchtige Handlungen an Kindern vorgenommen wurden. Aus solchen Bulletins seien hier zur Charakteristik wahllos drei Beispiele herausgegriffen:

1. Wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen vor Kindern musste in Zürich 7 ein vorbestrafter, 25jähriger Metalldrücker festgenommen werden.

2. Wegen öffentlicher Vornahme unzüchtiger Handlungen und Vornahme unzüchtiger Handlungen vor einem Kinde wurde in Zürich 11 ein vorbestrafter, 31jähriger Coiffeur arretiert.

3. Zeugenaufruf: Samstag, den ...., zwischen 12 Uhr und 13 Uhr, hat eine unbekannte Frau ein kleines weinendes Mädchen, welches bei einem Manne auf einer Bank in den Bäckeranlagen sass, weggenommen, weil dieser mit dem Mädchen unsittliche Handlungen vorgenommen hatte. Die unbekannte Frau wird höflich gebeten, sich bei der Sittenpolizei oder bei der nächsten Polizeiwache zu melden.

Psychologie des Sexualverbrechers

Ueber den Ursprung solcher sexueller Verirrungen herrscht noch weithin die grösste Unwissenheit. In den Köpfen der meisten Menschen spukt heute noch die veraltete und überholte Auffassung, dass es sich bei sexueller Unangepasstheit oder Perversion um eine angeborene, konstitutionelle Eigenart handle. Von einer solchen Anlage oder Konstitution kann aber nach den Erkenntnissen der Tiefenpsychologie keineswegs die Rede sein. Der Sexualtrieb des Menschen hat keine «angeborene Richtung»: die Art, wie er sich im Verlaufe des Lebens als normal oder abnorm äussert, hängt durchaus von der Erziehung ab. Es wird kein Mensch «als Sexualdelinquent» geboren: erst die erzieherischen Einflüsse bewirken, dass sich dann der Trieb des Erwachsenen auf perversen Bahnen bewegt und sich im Bereich der Normalität nicht zurechtfinden kann.

Unter einem perversen Trieb verstehen wir in der Fachwissenschaft sexuelle Neigungen, die nicht auf den erwachsenen Partner des anderen Geschlechtes gerichtet sind, resp. nicht die Vereinigung der Geschlechtsorgane mit einem solchen Partner zum Ziele haben. In diesem Sinne sind naturgemäss die Sittlichkeitsvergehen gegen Kinder nur ein winziger Bruchteil der Perversionen überhaupt: zu den zahlreichen anderen Abarten des Sexuallebens gehören der Exhibitionismus (Entblössung des Sexualorgans), der Voyeurismus (Schaulust: die Begierde ist auf die Beobachtung der Entkleidung gerichtet), Homosexualität und lesbische Liebe (gleichgeschlechtliche Liebe zwischen Männern und Frauen), Sadismus und Masochismus (Lust am Quälen und Gequältwerden), Prostitution usw. Alle diese Formen der sexuellen Verirrung sind nicht angeboren und unveränderlich: sie stellen allesamt ein Produkt einer ungünstigen, deformierenden Erziehung, resp. Sexualerziehung dar und können durch die Psychotherapie geheilt werden.

Dass es sich bei sexuellen Verirrungen um Erziehungsfehler handelt, ist nach den Lebensberichten solcher Delinquenten sozusagen immer «mit den Händen zu greifen». Die Tiefenpsychologie kann heute mit Bestimmtheit feststellen, dass der Charakter des Menschen von den Erziehungseinflüssen abhängt. Die Erlebnisse der ersten Kindheitsjahre prägen das unbewusste Fundament der Persönlichkeit. Die Haltung des späteren Jugendlichen oder Erwachsenen zu den Problemen der Gemeinschaft, der Liebe und Sexualität, der Arbeit usw. basiert auf den Eindrücken der Kindheit. Haben diese infolge der erzieherischen Unbeholfenheit der Eltern, ihrer psychologischen Unwissenheit oder allgemeiner Schäden des Milieus im Heranwachsenden Lebensangst und Unabgepasstheit erzeugt, so sieht sich der Betreffende ausserstande, für seine Lebensprobleme eine sinnvolle Lösung zu finden. Er trägt dann das Chaos und die Unordnung seiner Kindheit mit sich weiter, selbst wenn er bereits z. B. ein «beruflich erfolgreicher Erwachsener» ist. Dies macht sich im Sexualleben, wo wir heute noch durch aus einer psychologisch orientierten Erziehung ermangeln, besonders empfindlich bemerkbar. Die heutige Sexualerziehung ist im wesentlichen — infolge ihrer Prüderie, Verlogenheit, verstiegenen Sexual-Verdrängung und der allgemein vorherrschenden doppelbödigen Moral — eher dazu angetan, sexuelle Verirrung anstatt Normalität zu erzeugen. Die Folge davon ist eine Unzahl sexueller Probleme bei Menschen aller Volksschichten, die von der Impotenz oder Frigidität bis zur Perversion jeglicher Art reichen: die Psychotherapie ist heute in der Lage, solche Menschen zu heilen, sofern sie bereit sind, eine psychotherapeutische Klärung oder Charakteranalyse durchzumachen.

Erziehung: Die Ursache sexueller Störungen

Beim Laien wird oft der irrtümliche Eindruck erweckt, als ob die «Brutalität der Erziehung» die entscheidende Ursache für abartige Sexualentwicklung darstelle. Dies ist keineswegs der Fall. Sexualverirrungen entstehen ebenfalls in erzieherischem Milieu, das durch übermässige Verwöhnung, durch Lieblosigkeit, durch Eifersucht unter Geschwistern, sexuelle Verwahrlosung oder überbetonten Puritanismus und allen möglichen Fehlhaltungen der Erzieher gekennzeichnet ist. In allen Fällen jedoch dominiert die psychologische Unwissenheit, welche der empfindlichste Mangel der erzieherischen Bestrebungen ist. Da die Kenntnisse über das Seelenleben des Kindes, seine Eigenart und seine Bedürfnisse, nur von den wenigsten Eltern durch Schulung bei Fachleuten erworben werden, ist der Erfolg der Erziehung hauptsächlich vom Zufall abhängig, und auch in den äusserlich und materiell scheinbar geordnetsten oder begünstigsten Familien sind seelische und sexuelle Entwicklungsstörungen an der Tagesordnung. Das Unglück, welches aus dieser Situation erwächst, kann kaum ermessen werden: und es ist um so schmerzlicher und bedauerlicher, als es sich nicht um ein notwendiges und unabwendbares Unheil handelt. Die Tiefenpsychologie ist heute imstande, solche Fehlentwicklungen durch ihre Einsichten über die menschliche Natur von vornherein auszuschalten, indem sie den Erzieher von den traditionellen Irrtümern über Erziehung und Sexualerziehung befreit und ihm eine dem kindlichen Wesen entsprechende erzieherische Haltung zu lehren weiss. Das Wissen um die Entstehungsbedingungen solcher seelischer Krankheiten — und jegliche Delinquenz ist eine seelische Krankheit, und nicht einfach, wie die oberflächliche Version lautet, böser Wille, «Bestialität» Verruchtheit usw. — ist aber auch der Grundstein jeglicher therapeutischer Bemühung: die Psychotherapie hat in der ganzen Kulturwelt bewiesen, dass es ihr durch Vermittlung von Einsicht und richtiger Erkenntnis gelingt, Charakter und Persönlichkeit des Menschen zu ändern. Dies gilt nicht nur für Aengste, Nervosität und Neurosen, sondern auch für die Delinquenz, die nur einen Spezialfall der seelischen Fehlentwicklung bedeutet.

Strafen oder heilen?

Infolge des niedrigen Standes unserer kulturellen Entwicklung und den barbarischen Zuständen, die im Völkerleben — Krieg, Nationalitäten- und Rassenhass, Wirtschaftsegoismus usw. — vorherrscht, kann sich die Menschheit bis auf den heutigen Tag nicht von dem primitiven Prinzip der Vergeltung lösen, von welchem das Strafrecht an seinen Ursprüngen ausgegangen ist. Noch bis in das vergangene Jahrhundert hinein waren die Strafen von einer Grausamkeit, bei der man sich fragen muss, wer von grösseren sadistischen Impulsen besessen ist: der individuelle Rechtsbrecher oder die strafende Gesellschaft. Nur mühsam hat sich der Gedanke der Humanität im Strafrecht Bahn gebrochen; den stärksten Antrieb hierzu bedeutete die psychologische und soziologische Erkenntnis, die uns den kriminellen Menschen als ein *Opfer gesellschaftlicher Missstände* aufzeigte. Die Gesellschaft benützt ihre Entrüstung über den Delinquenten, um sich über ihre eigene Mangelhaftigkeit, die derartige Delinquenz erzeugt, hinwegzutäuschen. Dies gelingt ihr noch bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt, obwohl kein Zweifel mehr darüber besteht, dass Krieg, Armut, Vorurteil und die allgemeine Verwahrlosung des öffentlichen Lebens jene Menschen hervorbringen, welche dann die Gesellschaft mit der Pose der empörten Unbeteiligtheit aburteilt. Was aber tut die Gesellschaft, um die Entstehung solcher menschlicher Deformationen zu verhüten? Die Massnahmen, die sie trifft, sind entweder ungenügend oder überhaupt unwirksam. Für erziehungsgeschädigte Kinder richtet sie Kinderheime ein, die noch keineswegs in der überwiegenden Mehrheit Stätten der Heilung und der Genesung sind. Und ihre Gefängnisse, in denen sie den Rechtsbrecher aufnimmt, sind weit davon entfernt, den Menschen zu bessern, so dass man auch heute noch die Sätze eines französischen Autors zitieren muss:

«Die Gefängnisstrafe bessert nicht und schreckt nicht ab: sie verdirbt diejenigen, die sie erleiden. — In Wahrheit ist das Gefängnis, so wie es heute organisiert ist, eine wahre Kloake, aus der sich eine unaufhörliche Flut von Schmutz, von physischer und moralischer Ansteckung in die Gesellschaft ergiesst. Es vergiftet, es stumpft ab, es bringt herunter, es korrumpiert.»

In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass die meisten Verbrecher sowie auch die Sexualdelinquenten «Rückfällige» sind: viele von ihnen haben schon ihre Strafen abgesessen, mit dem Erfolg, dass sie ihre Vergehen wiederholen. Dies ist bei der gegenwärtigen Form der Gefängnisstrafe durchaus begreiflich. Wie sollte ein seelisch kranker Mensch — und darum handelt es sich doch in allen diesen Fällen — durch den Aufenthalt im Zuchthaus oder Gefängnis seelisch in günstigem Sinne verändert werden? Abschreckung ist kein Mittel, seelische Deformationen einzudämmen. Die meisten Delinquenten stammen aus erzieherischen Verhältnissen, wo es an abschreckenden Massnahmen wahrlich nicht gefehlt hat. Gerade dies hat dann ihre kriminelle Disposition erzeugt: indem die strafende Gesellschaft hier den Fussstapfen der schlechten und fehlorientierten Erzieher folgt, bekräftigt sie das Uebel, anstatt es auszumerzen. Daher die Rückfälligkeit, die nicht ein Zeichen der «unverbesserlichen Gemütsart» der Delinquenten ist: sie ist nur ein Zeichen des Ungenügens unserer bestehenden Einrichtungen, das Verbrechen an seiner Wurzel zu bekämpfen.

Die Delinquenten jeglicher Art müssen zwar u. U. ihrer Freiheit beraubt werden, aber sie haben innerhalb der Zeit ihres Freiheitsentzuges das Anrecht auf psychotherapeutische Heilung, ohne die der ganze Gefängnisaufenthalt völlig sinnlos ist. Die Unkosten, welche der Gesellschaft aus dem Heer der Rückfälligen erwachsen, sind viel grösser, als etwa die Einführung *psychotherapeutischer Einzel- und Gruppenbehandlung in den Gefängnissen kosten würde*. In vielen Fällen würde es genügen, anstelle eines Hafturteils, den Rechtsbrecher zu einer obligatorischen, ambulanten Psychotherapie zu verurteilen: solche Massnahmen haben bereits Erfolge aufzuweisen, die uns die Strafzumessung in der Sexualdelinquenz in ganz anderem Lichte erscheinen lassen. Es soll sich niemand darüber hinwegtäuschen, dass nicht nur «Menschen wie Ehrismann» an den Kindern grosse seelische Schäden anrichten; die «lieben», aber verständnislosen, resp. unorientierten Eltern tun oft nichts anderes. Aus diesem Grunde wird eine veränderte Einstellung zum Sittlichkeitsvergehen auch die Eltern zu grösserer Vorsicht im erzieherischen Umgang mit dem Kinde anhalten; das tiefere Wisen um diese Zusammenhänge

lässt nicht mehr die selbstgefällige Entrüstung aufkommen, sondern geht von der Gefährdung jedes Kindes aus, dem in seiner Kindheit und Jugend zu wenig Verständnis entgegengebracht wird. Wir haben nichts damit gemacht, wenn wir härtere Bestrafungen für Delinquenten fordern: unsere Forderung sollte vielmehr darauf gerichtet werden, dass man in vermehrtem Masse psychologische Erziehungskurse für Eltern und psychohygienische und psychotherapeutische Beratungsstätten schafft, in denen desorientierte Menschen Hilfe und Heilung finden.

Es ist unzeitgemäss und zeugt von Unwissenheit, eine Verschärfung des Strafrechts zu verlangen; der grosse Schweizer Gelehrte und Menschenfreund Auguste Forel hat mit Recht die Meinung geäussert:

«Die Zukunft des Strafrechts liegt meiner Ansicht nach in seiner Aufhebung, d. h. in der Entfernung jedes Rechts zur Strafe.» *Dr. H. K.*

Vorbeugende Massnahmen zum Schutze unserer Jugend

I. Polizeilicher Jugendschutz:

Bewachung von Spiel- und Parkanlagen, Strandbädern, Rummelplätzen, Bahnhöfen, Kino, Milieu-Cafés usw. durch Kriminalbeamte in Zivil. Schutz gegen «wohlwollende Onkels, väterliche Freunde und Gönner» usw. — Wichtig: Von Kleinkind an Vertrauensverhältnis zur Polizei schaffen, Polizei ist Freund, nicht «Bölima» für Kinder und Jugendliche.

II. Erzieherischer Jugendschutz:

a) Besonders für die Eltern wichtig:

1. **Kleinkinder nicht unbeaufsichtigt auf Strassen und Plätzen lassen. Die Mutter soll wissen, wo sich ihr Kind aufhält.**
2. **Erziehung der Kinder zur Pünktlichkeit.**
3. **Kinder unter 10 Jahren sollten nie ohne ältere Kameraden in den Wald in der Umgebung einer Grosstadt gehen dürfen.**
4. **Wenn ein Kind sexuelle Fragen stellt, darauf sachlich eingehen, nicht abwehren, indem man sagt, «das ist unanständig, das fragt man nicht!» Immer in der altersgemässen Stufe aufklären.**
5. **Bei auffallender psychologischer oder körperlicher Veränderung eines Kindes an die Möglichkeit eines unangenehmen sexuellen Erlebnisses des Kindes denken. Behutsames Vorgehen beim Ausfragen des Kindes.**

b) Besonders für die Kinder und Jugendlichen wichtig:

1. **Nimm niemals von Fremden Geschenke an.**
2. **Lass dich durch keinen Fremden einladen zu Glace, zu Zigaretten (sie könnten «gedopt» sein, d. h. mit Rauschmittel versehen), noch auf einen Rummelplatz, Zoo usw.**
3. **Vermeide Autostopp, besonders, wenn ein Automobilist von sich aus Dich dazu auffordert.**
4. **Wenn ein Unbekannter Dich nach dem Weg fragt, so sag, er soll einen Erwachsenen oder einen Polizisten danach fragen. Stell Dich dumm!**
5. **Vermeide abgelegene Bauplätze, Parkanlagen und Gassen. Beim sich Verirren einen Uniformierten (Polizist, Briefträger) nach dem Weg fragen.**
6. **Vermeide den Besuch von Spielsalons.**
7. **Grosse Töchter: Falls Euch ein Mann anfällt, so wehrt Euch mit Kratzen im Gesicht, Beissen, wenn möglich Fusstritt in Bauch- oder Genitalgegend.**
8. **Jedes sexuell verdächtige Vorkommnis den Eltern, dem Lehrer oder der Polizei melden.**

III. Verhalten der Erwachsenen nach einem Sittlichkeitsvergehen:

1. **In jedem Fall Meldung an die Polizei.**
2. **Zusätzlich zum Ausfragen durch die Polizei eine kinderpsychiatrische Untersuchung verlangen. (Meldung bei den entsprechenden psychiatrischen Polikliniken für Kinder und Jugendliche, beim schulpsychologischen Dienste oder beim Hausarzt.)**
3. **Die Eltern und übrigen Erwachsenen sollen nicht zuviel und vor allem nicht aufgeregt über das Vorgefallene mit dem Kinde reden. Atmosphäre des Vertrauens muss geschaffen werden, wer auch immer das Kind ausfrägt (Polizei, Lehrer, Hausarzt, Schulpsychologe, Kinderpsychiater usw.).**
4. **Falls das Kind einen starken seelischen Schock erlitten hat, die Einwilligung für eine Psychotherapie geben.**

Dr. med. A. Wolfer-Hanselmann

Wie schützen wir unsere Kinder?

Eine Lehrlingsmutter ist besorgt

Mein Bub ist jetzt ein halbes Jahr in der Lehre, und ich habe in dieser Zeit sehr oft gespürt, dass ihn innerlich allerlei bewegte. Zum Glück hat zwischen uns immer ein enges Vertrauensverhältnis geherrscht, und so erfuhr ich eines Tages auch, wie es den jungen Lehrlingen in manchen Betrieben ergeht.

Sie sind doch oftmals — wie auch mein Bub — noch unbefangene Kinder, wenn sie die Schule verlassen. Im Betrieb kommen sie dann mit Männern zusammen, die ihre Väter sein könnten, die aber leider selten daran denken, dass dieser neue Lehrling ihr Sohn sein könnte. Diese Männer haben nichts Eiligeres zu tun, als ihn durch Anspielungen, die der Junge noch nicht versteht oder nicht verstehen mag, zu verwirren und ihn durch Witze und Anzüglichkeiten zum Erröten zu bringen. Das nennen sie dann «ihm Lebensart beibringen». Schliesslich fordern sie solche Kinder so lange heraus, bis diese sich die unmöglichsten Geschichten ausdenken, nur, um endlich mit den immer wieder erfragten «Erlebnissen» aufwarten zu können.

Ich muss sagen, ich war einigermassen erschüttert, als mein Junge mir das zögernd und stockend erzählte.

Ist das der Halt, den unsere Heranwachsenden brauchen und oft auch selbst so dringend suchen? Wenn man sich diese sogenannten Kollegen anschaut, sind es meistens biedere Familienväter. Ob bei diesen Witzen und Anzüglichkeiten keiner an seine eigenen Kinder daheim denkt? Sollten diese Männer nicht Wert darauf legen, diesen Jungen die Haltung vorzuleben, die sie einstmals auch von ihren eigenen Söhnen erwarten?

Vielleicht sind diese Männer die gleichen, die beim Heimgehen auf die Halbstarken schimpfen, weil diese sich an den Ecken herumdrücken. Und es kommt ihnen dabei nicht in den Sinn, dass vielleicht mancher dieser aufsässigen Burschen vor seiner Lehrzeit auch ein sauberer und höflicher Junge war, bis ihm ein Geselle mit erlogenen Erlebnisberichten ein Leben vorgaukelte, das keineswegs der Wirklichkeit entsprach, in dem Jungen aber ein falsches Idol erstehen liess.

Natürlich sind auch die Mädchen ähnlichen Gefahren ausgesetzt, und die Eltern haben nur selten die Möglichkeit, sie davor zu bewahren. Meistens erfahren sie ja gar nicht, was da alles an ihre Kinder herangetragen wird. Vielleicht könnten die Eltern durch Besuche an der Lehrstelle und durch Aussprache mit dem Lehrherrn vorsichtig auf solche Gefahren hinweisen und um seine diesbezügliche Aufmerksamkeit bitten. Besser werden kann es freilich erst, wenn jeder Berufstätige, ob Mann oder Frau, den jungen Lehrlingen im Betriebe so gegenübertritt, wie er es den eigenen Kindern gegenüber tut. *L. D.*

An das Kapitel Kinderschutz, dem das Schweizerische Frauenblatt vor Jahrzehnten als Sprachrohr gedient und das vom Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein in einem seiner Arbeitsgebiete festgelegt wurde, reiht sich ein neues schmerzliches Kapitel. Es ist die aufsehenerregende Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen, die unsere Jugend beiderlei Geschlechts bedroht. Es hat reichlich lang gedauert, bis auch die letzten Gleichgültigen von den Wogen der Empörung erfasst und zum Protest aufgerufen wurden. In erster Linie ist es an den Frauen, sich für einen wirksamen Schutz gegen Verbrechen an unseren Kindern einzusetzen. Aber was können wir tun? Keine Mutter kann ihr Kind dauern am Gängelband führen. Man kann warnen, gewiss. Aber schliesslich darf man nicht so weit gehen, das Vertrauen der Kinder zu den Menschen gänzlich zu untergraben. Aufklärung hat ihre Grenzen und birgt Gefahren in sich, die Gedanken des Kindes auf Dinge zu lenken, die vor ihm tabu sein sollten.

Aber wir besitzen eine erfolgversprechende Waffe — es ist der laute Protest gegen die viel zu milde Bestrafung der Sittlichkeitsverbrecher. Harte, abschreckende Strafe ist der wirksamste Schutz — sie kann nicht abschreckend genug sein. Ein Sittlichkeitsverbrechen ist für das Opfer ein in den meisten Fällen nie wieder gutzumachender seelischer Schaden. Nach Jahren kann bei irgend einer Gelegenheit das Erlebnis aus dem Unterbewusstsein aufsteigen.

Verbrechen gegen die Jugend, gegen den Menschen überhaupt, wiegen schwerer als jedes materielle Vergehen. Also müssen sie auch entsprechend schwerer bestraft werden. Vor allem keine bedingte Verurteilung, auch nicht im ersten Fall. Wie wär's mit der Prügelstrafe? Sie würde der Gleichstellung von Schuld und Sühne entsprechen. Jedenfalls hat es sich in England gezeigt, dass die Angst davor weit grösser war als vor einer Gefängnisstrafe. Seit ihrer Abschaffung haben die von ihr bedrohten Untaten gewaltig zugenommen. Auf Rückfällige soll Gefängnis, Zuchthaus, auf Unverbesserliche Internierung in Arbeitslager unter medizinischer und psychiatrischer Betreuung warten. In hoffnungslos schweren Fällen darf man nicht vor einem operativen Eingriff zurückschrecken, auch wenn man weiss, dass er für die Persönlichkeit nicht harmlos ist. Aber ist es dies nicht auch bei einem gewaltsamen Angriff auf das Opfer des Verbrechers? Es geht um die Frage — soll man den Verbrecher schützen oder die künftigen Opfer?

Psychiatrische Gutachten und Rückschlüsse auf schlechte Familienverhältnisse, verwahrloste Erziehung, mögen da strafmildernd gelten, wo es sich um Vergehen an totem Material handelt, niemals aber da, wo es um körperlichen und seelischen Schaden am Menschen geht. Uebrigens — am Rande bemerkt — wieviele prächtige Menschen sind aus traurigsten Verhältnissen hervorgegangen?

Es ist nicht zu übersehen, dass in den meisten Fällen das mögliche Strafmass weit unterboten wird. «Mehrmals vorbestraft», die Zahl der Opfer, das ist eine erschreckende Feststellung. Wo die gesetzliche Grundlage zur Eindämmung dieser scheusslichen Verbrechen fehlt, muss sie geschaffen werden. Gesetze sind zeitgebunden, überlebte können verschwinden, an ihre Stelle neue treten.

H. Forrer-Stapfer

Sexualverbrechen — und was eine Mutter dazu sagt

Sexualverbrechen sind in meinen Augen etwas vom Schlimmsten auf der Welt, und deshalb bin ich immer wieder zutiefst empört über die milden Urteile, die da oft ausgesprochen werden. Man stelle sich vor: da kommt so ein brutaler Kerl, vergreift sich auf widerlichste Weise wenn möglich an einem unwissenden Kind oder an einem auf alles andere gefassten jungen Mädchen, nimmt sich, was ihm nicht gehört und lässt ein verstörtes Wesen zurück. In den meisten Fällen wird der Täter als debil, vermindert zurechnungsfähig hingestellt. Vielleicht legt man ihm nahe, einen Psychiater aufzusuchen. Oft wird eine bedingte Strafe ausgesprochen. So kann er jederzeit mit etwas Glück sein Heil bei neuen Opfern suchen.

Ins selbe Kapitel gehören auch die Strichjungen, die ganz einfach von skrupellosen Erwachsenen für widernatürliche Triebe missbraucht und oft mit einem an Brutalität grenzenden Egoismus gefügig gehalten werden. Aus diesen erniedrigten Kreaturen entwickeln sich die Homosexuellen und der verhängnisvolle Kreislauf ist geschlossen.

Wie können wir Mütter unsre Kinder vor solchen Rohlingen schützen? Wir müssen unsere Kinder richtig aufklären. Sehr oft dreht sich schon das Gespräch von Kindergärtlern um diese Probleme, und es ist deshalb gut, wenn unsre Buben und Mädchen Bescheid wissen. Am besten geht

das, wenn ein Geschwisterchen erwartet wird. Schon Dreijährige können ergriffen werden von der Ehrfurcht dem keimenden Leben gegenüber, und wenn sie erst noch die Bewegungen des Ungeborenen fühlen dürfen, ist die Freude riesengross und ein ganz neues Vertrauensverhältnis entwickelt sich. Natürlich kann auch ein trächtiges Haustier als Anschauungsobjekt dienen. Auf diesem «Grundwissen» baut sich die spätere etappenweise Aufklärung harmonisch auf. Wenn wir den goldenen Mittelweg finden zwischen Geheimniskrämerei und kalter Sachlichkeit, sollte es auch nicht allzu schwierig sein, den Kindern beizubringen, dass sie sich nie mit Fremden einlassen, das Gehörte nie mit den Kameraden besprechen oder sogar ausprobieren sollen.

Viel wichtiger jedoch scheint mir, dass die Gerichtspraxis geändert würde. Die allzu milden Urteile sind nicht geeignet, dem Uebel abzuhelfen. Man müsste drastisch durchgreifen, sei es mit Internierung oder Kastrierung. Diese Kranken müssten wissen, dass sie auf keine Schonung rechnen dürfen. Vielleicht könnte sich mancher beherrschen, wenn er wüsste, dass er sich nicht mit einem psychischen Defekt herausreden kann. Und den wirklich Kranken würde halt eben auf die eine oder andere Weise das Handwerk gelegt. Wäre es tatsächlich so schlimm, wenn diese Erbanlagen nicht weitergegeben werden könnten? Wiegt ein hoffnungsvolles junges Leben nicht das eines erwachsenen Lüstlings auf? Und ist der «Eingriff in die Persönlichkeit des Täters» tiefgreifender als die Verletzung und der Missbrauch von Kindern und Jugendlichen, die sich in solchen Situationen noch viel weniger wehren können als Erwachsene, die mit Recht unsittliche Anträge entrüstet von sich weisen? *Nes*

Die gefährdeten und gefährlichen Vierzehnjährigen

Die bewährte Leiterin eines Heimes für gefährdete und z. T. straffällige junge Mädchen sagte kürzlich: früher waren die 17- und 18jährigen unsere besonderen Sorgenkinder, heute sind es die 14jährigen. Ein Jugendrichter einer Grosstadt bekannte dasselbe. Er berichtete unter anderem, dass die Polizei in einem Wald ein Zeltlager ausgehoben hatte, in welchem zwei 14jährige Mädchen mit zwei wenig älteren Kameraden ein bedenkliches «Eheleben» führten. Eine Lehrerin beobachtete eine Schülerin, die auf tiefen Pulloverausschnitt das Medaillon mit dem Bild eines Fremdarbeiters trug. Ein 35jähriger Mann steht vor Gericht, weil er monatelang mit einem 14jährigen Mädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, das von der Mutter stillschweigend geduldet wurde.

Warum sind es immer wieder die 14jährigen? Ist es nicht so, dass hier die Diskrepanz zwischen Schein und Sein am tiefsten klafft? Viele 14jährige, wohl nur ein kleiner, aber jedenfalls der auffallendste Teil, von ihnen tun, als ob sie junge Damen wären. Mit ihrer Haartracht, ihren hohen Absätzen, ihrer ganzen Aufmachung täuschen sie ein Alter vor, von welchem sie noch weit entfernt sind. Die Frühentwicklung, die sogenannte Acceleration, an der die Biologen und Psychologen herumrätseln, ist für viel Unheil verantwortlich zu machen. Körperlich junges Weib, geistig ein Kind, das von Triebbeherrschung keine Ahnung hat, seelisch von einer Leere und Armseligkeit, die vom Reichtum des wahren Lebens nie einen Hauch gespürt hat, so schlendern sie dahin, gierig nach Abenteuern bedenklichster Art, ihre Lebenskraft, ihre Glücksmöglichkeiten vorzeitig verpuffend. Wer ist verantwortlich für diese betrübliche Zeiterscheinung, die auch manchem Burschen, manchem Manne zum Verhängnis wird?

Schon wurde davon gesprochen, man sollte das Schutzalter der Mädchen hinuntersetzen, um den Mann von ihren Verführungen und deren Folgen zu schützen. Dagegen müssten wir uns als Frauen mit Nachdruck wehren. Dafür, dass die Mädchen ca. 2 Jahre früher geschlechtsreif werden, können sie nichts. Dass damit die Kindheit, die Zeit des Werdens, des Erstarkens und des Sammelns, auf geradezu grausame Weise verkürzt wird, das muss uns mit Sorge belasten. Sollte man nicht noch viel mehr tun in Elternhaus, Schule, Kirche und Gemeinde, um den Mädchen von heute etwas von den wahren Werten des Lebens zu vermitteln, ihnen die Freude an ehrlicher Leistung und vor allem an Disziplin und Selbstbeherrschung zu wecken, bevor sie, dem blinden Trieb folgend, den Versuchungen des Zeitgeistes ausgeliefert sind? Schwere, noch kaum gesehene Erziehungsaufgaben türmen sich auf. Wer macht Vorschläge zu ihrer Bewältigung? *H. St.*

Transparenter Hut aus korallenfarbenem Chiffon imprimé / Modell Lilly Matthey

Coiffure Albert Ryf

Breton in schwarzem Ciré-Stroh
Modell Paulette, Kollektion Charlotte Stössinger

Frühling in der Mode

Ueber Nacht war in Paris Schnee gefallen und hatte den Strassen und Plätzen ein neues, fremdes Gesicht gegeben. Die Pariser ‚gamins' genossen ausgiebig das seltene Vergnügen einer Schneeballschlacht. In den Salons der Couturiers aber hatte bereits der Frühling Einzug gehalten; überall kündeten zauberhafte Blumenarrangements das Nahen milderer Tage, besonders hübsch bei Nina Ricci, wo Bogen mit Heckenrosen die Fenster schmückten. Duftig, mit dem femininen Charme von Rüschen und Frou-Frou stellte sich auch die Frühjahrsmode vor.

Mit durchsichtiger Zartheit und fliessender Weichheit werden die Stoffe dem modischen Gebot nach Souplesse gerecht: Crêpe, Organdi, Organza, Chiffon und Mousseline, oder Twill, griffiger Shantung, luftiger Tweed, schmiegsam weiche Mischgewebe. Dazu gesellen sich die klaren, leuchtenden Farben: Gelb, vom Zitronen- und Mimosenton bis zur sattgoldenen Nuance der Sonnenblume, Orange in vielen Schattierungen, Aprikose, Levkoje, Azaleen- und Korallenrot, Fuchsia, Rose, Glyzine, Blau, kräftig und schillernd wie das Mittelmeer, etwas Grün und viel gebrochenes Weiss (nasse Kreide), Beige mit goldenem Unterton, Schwarz-Weiss und natürlich Marine. Für Cocktail und festliche Gelegenheiten: das gedlegene Schwarz. Die Imprimés zeigen sich häufig mit geometrischen und abstrakten Dessins in gedeckten Tönen auf hellem Grund, oder sie bestechen mit weich vermischten Blumenmustern. Auch Tupfen in allen Grössen sind wieder sehr gefragt.

Wo sitzt die Taille? Sie ist offensichtlich der umstrittene Punkt! Längst hat man sich daran gewöhnt, nicht mehr eine Mode, sondern verschiedene Moderichtungen zu sehen, und auch die Frühjahrsmode 1962 macht hierin keine Ausnahme. Während die Mehrzahl der Couturiers (Jacques Heim, Nina Ricci, Pierre Cardin, Balmain, Lanvin-Castillo, Madame Grès, Michel Goma, Patou, Jean Dessès, Roberto Capucci) die Taille an ihrem angestammten Platz in der Körpermitte belassen und sie häufig mit breiten Ledergürteln betonen, die Brust elegant nach oben rücken und den Rock in schwingenden Godets, Falten, Plissés und Bahnen ausschweifen lassen, ihn gelegentlich noch untersteifend, vergisst Marc Bohan (Dior Nr. 3), dass er mit seiner Herbst-Winter-Kollektion 1961/62 vielleicht das Startzeichen zu einer formenbetonenden Linie mit ‚sex-appeal' gegeben hat, und verlegt die Taille kühn zurück auf die Hüften, wo sie bereits im Frühling 1961 sass! Seine Corsages überspielen weich den Oberkörper und fallen blusig bis zum lose um die Hüften gelegten Ledergürtel. Die Jupes sind gerade und wirken mit ihren vier scharfkantigen, gelegentlich durchgesteppten Bügelfalten wie adrette Schächtelchen, in die sich der Unterkörper flach und schmalprofilig verpacken lässt. Uebrigens zeigt auch Yves Saint-Laurent (Dior Nr. 2) in seiner ersten, mit grossem Beifall aufgenommenen Kollektion in eigenem Hause (Rue Spontini) die tiefe Taille, den überspielten Oberkörper und gerade Röcke. Stoffe und Farben sind indessen überall gleich und dürften mit der allenthalben kniekurzen Rocklänge als gemeinsamer Nenner der beiden Moderichtungen gelten. Dazu gesellt sich noch das schmeichelnde Frou-Frou, das je nach Couturier distinguiert und poetisch, frech und ‚sophisticated', jung und verspielt, oder raffiniert und überraschend sein kann.

Die Aermel, so sie nicht ganz fehlen, sind oft eingesetzt und selten handgelenklang. Bei Dior: kleine, mittelweite Aermelchen.

Der Mantel gleicht sich zunehmend der Redingote an, betont leger den Oberkörper, um von der Taille abwärts sanft auszuschweifen. Bei Nina Ricci: Mäntel mit glockig weitem Rock, der in der Taille angesetzt ist. Lose und flatternd bleibt der aus duftigstem Gewebe gearbeitete Abendmantel. Die Länge der Tailleurjacken variiert je nach Rockweite von knapp über die Taille reichend bis hüftelang.

Sehr hübsch: das Spiel mit Dreiecktüchern (genau wie das Halstuch von Anno dazumal), ein Thema, das in attraktiven Varianten bei verschiedenen Couturiers auftaucht. Pierre Cardin zeigt z. B. zu Jupe und bedruckter Seidenbluse ein solches Dreiecktuch, aussen aus dem Stoff des Jupes, innen mit der Blusenseide ausgefüttert, den einen Zipfel keck durch die Gürtelschnalle geschlungen.

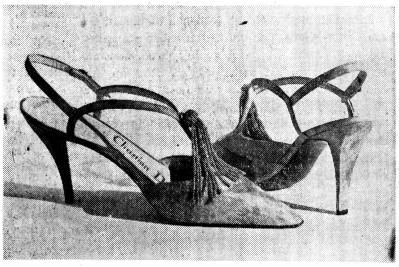
Bei Cocktail- und Abendkleidern triumphiert das tiefe bis schwindelnd tiefe Rückendécolleté. Das Corsage der duftigen Abendroben ist häufig mit blitzendem Strass und Pailletten überstickt.

Vorgeführt wurden diese typisch pariserlichen Kollektionen von einem *Stab internationaler Mannequins!* Amerikanerinnen und Orientalinnen stehen hoch im Kurs, mit Abstand folgen Deutsche, Schwedinnen, Engländerinnen, eine Russin, eine Brasilianerin (bei Jacques Heim), die wohl als einziges Mannequin der Welt sich den Titel eines Dr. der Philosophie erworben haben dürfte und die ausser Englisch und Französisch auch noch Spanisch, Portugiesisch, Deutsch und Italienisch spricht! Bei Yves Saint-Laurent gibt es sogar eine Schweizerin. Interessant, dass all diese Mädchen in ihren Pariser Modellen, mit Pariser Frisuren und Make-up als typische Pariserinnen wirken. Was könnte den faszinierenden Zauber der Seinestadt, der sich stets von neuem die Frauen der ganzen Welt erobert und sie seinem sanften Modediktat gefügig macht, besser dokumentieren?

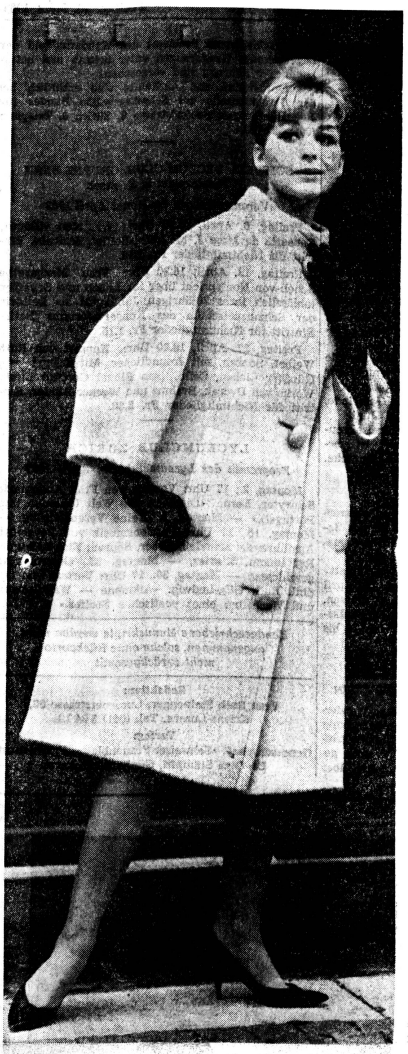
Schuhe: die von Roger Vivier für Dior kreierten Modelle zeigen sich mit abgeschrägten, facettengleich ‚geschliffenen' Bouts, inspiriert vom Diamantenschliff. Neu: der flach gedrückte, schmalprofilige Twist-Absatz von 6,5, 5,5 und 4 cm Höhe (der als Silhouette zu Diors Röcken passt). Neu sind auch die Materialien, wie z. B. Froschenhaut, Kalbleder, nature, oder mit Zebra-Tiger- und andern originellen Dessins bedruckt. Sehr gefragt: Straussenleder, Eidechs, Schlange, Kroko (bei Cardin sah man sogar einen Krokohut, passend zum breiten Gürtel!, ferner Lackleder in etlichen neuen Nuancen. Abends: Faille, Surah, bedruckte Seide (passend zum Kleid), Tüll, mit blitzendem Strass bestickt.

Farben: für den Tag: Marine, Dosenholz, alle Rosé-Töne, helles Beige und Weiss, einige Grautöne. Abends: zartes Rosé, Crevette, Mimosengelb, Altgold, Entenblau, Weiss, Rot und Silber.

Abendkleid aus bedruckter Seide, grosses Nelkenmuster in Rauchtönen auf leuchtend blauem Grunde / Modell Yves Saint-Laurent



Sandale «Salomé» mit dem «Twist»-Absatz aus Faille imprimée rose Kreation Roger Vivier für Christian Dior



Modischer Frühlingsmantel in hellem Flausch
Kollektion O. J. Gassmann

Cocktailkleid mit Jäckchen in schwarzem Supergazar
Modell Christian Dior, Kollektion Grieder

Tailleur und Bluse in Doueine mit Maiglöckchenmuster bedruckt
Modell «Porte-Bonheur» von Christian Dior

Alle Clichés NZZ

Hüte: sie sind aus leichten Materialien gearbeitet, vom häufig gezöpfelten Wohlener Stroh bis zu duftigsten Organzas und Gazestoffen; sie schmücken sich gerne mit Blumen. Vielfältig, jung, weiblich sind die Formen: grosse, romantisch das Gesicht beschattende Cloches, die gelegentlich ein wenig ‚fin de siècle' anmuten, Bretons mit dekorativ geschwungenem Rand, keck auf einem Ohr sitzende Bérêts (Dior) und winzige, auf dem Wirbel thronende Pill-boxes und ‚Cache-chignons', oft mit 2—3 Etagen effektvoller Strohpompons geschmückt.

Frisuren: Die Haare werden allgemein etwas länger und fülliger getragen. Man kehrt zu einem weichen, natürlichen und sehr femininen Haarstil zurück.

Carita steckt das Haar der von ihr coiffierten Mannequins häufig zu chignonartiger Lockenfülle über dem Wirbel hoch, oder sie kämmt es straff aus Stirn und Schläfen zurück, um es dann in einer einzigen, grossen und vollen Locke zum Nacken fallen zu lassen, beinahe eine neue Version des Pferdeschwanzes. Längeres Haar wird im Nacken weich nach innen gerollt und unsichtbar festgesteckt, eine Frisur, die unter dem Namen ‚Coiffure Pouf' bei den hübschen jungen Pariserinnen Furore macht und bald in der ganzen Welt Anhängerinnen finden dürfte!

Alexandre, inspiriert von Liz Taylors letzter Filmrolle Kleopatra, präsentiert einen aparten, leicht exotischen Haarstil ‚à la Cléopâtre': halblanges Haar, weich über die Ohren frisiert, sich in duftiger Fülle über dem Wirbel bauschend. Eine Ausnahme zur Regel des längeren Haares: die extrem kurze ‚Coiffure à la César' (3—5 cm kurzes Haar!).

Helena Rubinstein kreierte Frisuren und Make-up für die Mannequins von Yves Saint-Laurent: Fransen in allen Spielarten, weich fallendes, halblanges Haar und dazu das frühlingshaft helle, zart-leuchtende Make-up ‚Fiorentino'.

Auch Carita und Alexandre-Harriet Hubbard Ayer zeigen ein sehr helles, zartes Make-up, das durch Natürlichkeit und feminine Charme besticht. Fast kann man Paris nicht Valet sagen, ohne sich eine jener typischen, mit Perlen geschmückten Chanel-Nadeln und die dazugehörige lange Kette, oder noch besser ein ganzes Ketten-Spiel, erstanden zu haben. Sie gehören zur smarten Chiffonbluse mit dem langen Manchettenärmel, zum Chanel-Tailleur, oder auch zum Pulli — kurz, sie gehören zur modernen, sportlich-eleganten Frau. In fast jeder Boutique kann man diesen von Coco Chanel lancierten Phantasieschmuck finden. A propos Boutique: «Chez Taffany», einer neu eröffneten, viel beachteten Boutique an der Rue Marbœuf, findet man neben typisch pariserischen Prêt-à-porter-Modellen auch alte Stilmöbel. Yul Brynners Gattin soll ‚Chez Taffany' in der Absicht aufgesucht haben, einen Mantel zu kaufen, kam dann aber angesichts der verlockenden Stilmöbel davon ab und wählte schliesslich statt des Mantels zwei Fauteuils für ihr Heim in Lausanne! Auch das ist Paris!

Els.

Grosses, zart türkisfarbenes Abendkleid in Supergazar
Modell Christian Dior

Wieviel Frauen sind Minister?

In folgenden Ländern sind seit einiger Zeit Frauen in der Regierung:

Ceylon: Ministerpräsident.

Dänemark: ein Minister (Kirche), ein Staatssekretär.

Deutschland, Bundesrepublik: ein Minister (Gesundheitswesen), Sowjetzone: ein Minister (Justiz).

Grossbritannien: zwei Staatssekretäre, ein Unterstaatssekretär.

Niederlande: ein Minister (Familie).

Norwegen: ein Minister (Familie).

Israel: ein Minister (Auswärtiges).

Japan: ein Minister (erste Frau, die in Japan Minister ist).

Schweden: ein Minister (Familie).

USA: ein Schatzkanzler.

Zypern: ein Minister (Justiz).

UdSSR: ein Minister (Kultur).

Aus «Geist und Tat»

Schweizerische Pflegerinnenschule

ag Als Nachfolgerin der nach längerer Tätigkeit wegen Erreichens der Altersgrenze zurücktretenden Frl. Dr. med. Gertrud Birnstil ist Frau Dr. med. Gertrud Siegenthaler-Zuber, zurzeit in den Vereinigten Staaten, zur leitenden Aerztin der medizinischen Abteilung der Schweizerischen Pflegerinnenschule gewählt worden.

Im Dienste der Kartoffelverwertung

Der Eidgenössischen Alkohol-Verwaltung fällt unter anderem die nicht leichte Aufgabe zu, die Ueberproduktion an Obst und Kartoffeln sinngemäss zu verwerten. Besonders der vermehrte Absatz der einheimischen Kartoffeln steht im Vordergrund. Die amtlichen Stellen begrüssen daher die Initiative der Privatwirtschaft, die durch küchenfertige Produkte der Hausfrau die Möglichkeit verschafft, Kartoffelgerichte verschiedener Art mit wenig Arbeitsaufwand auf den Familientisch zu bringen.

Dazu gehören neben Kartoffelstock in Flockenform, bereits halb vorgebackenen Pommes-frites, auch Pomy-Chips, ein Nahrungsmittel, das immer mehr Anhänger gewinnt.

16 000 kg Kartoffeln können in einem modernen Betrieb in Zürich-Höngg im Tag zu goldgelben, knusperigen Pomy-Chips verarbeitet werden. Eine vollautomatische Abpackmaschine füllt 60 Beutel in der Minute. Von der rohen Kartoffel bis zur hygienischen Verpackung wird das Produkt von keiner menschlichen Hand berührt.

Nachmittagskurse der Volkshochschule Zürich

Auf Vorschlag der Stiftung für staatsbürgerliche Erziehung und Schulung veranstaltet die Volkshochschule Zürich im Mai und Juni die ersten Nachmittagskurse: «Die Frau in der Familie» und «Gestaltung der Freizeit». Mit den Kursen verbunden ist ein Kinderhüte-Dienst, damit auch Frauen mit vorschulpflichtigen Kindern Gelegenheit haben, die Kurse zu besuchen.

Programm siehe Veranstaltungen.

Veranstaltungen

VOLKSHOCHSCHULE ZÜRICH

Die Frau in der Familie

Rechte und Pflichten der Frau. Das eheliche Güterrecht. Haushaltungsgeld und Taschengeld der Ehefrau. Berufstätigkeit der verheirateten Frau. Rechte als Mutter. Dr. Elisabeth Nägeli. 8. Mai.

Anspruch des Kindes. Säugling und Kleinkind in der Familie. Kritische Phasen im Leben des Kindes. Dr. Marie Meierhofer. 15. Mai.

Geburtenregelung. Geschichte der Empfängnisverhütung, Bedeutung der Geburtenregelung, der Befruchtungsvorgang, die verschiedenen Methoden zur Empfängnisverhütung, die moderne medikamentöse Geburtenregelung. Dr. med. W. Schreiner. 22. Mai.

Die Familie im Staat. Was gibt die Familie dem Staat? Erzogene Menschen. Dienstleistungen, Steuern. — Was erwartet die Familie vom Staat? Schutz, soziale Sicherheit, öffentliche Leitsungen. Dr. Emma Steiger. 29. Mai.

Jeweilen am Dienstag, 15—17 Uhr, im Freizeitzentrum Bucheggplatz. (Ein Kinderhütedienst ist vorgesehen.) Vier einführende Vorträge mit Aussprache, Beginn 8. Mai. Kursgeld Fr. 8.—.

Gestaltung der Freizeit

Freizeit und Ferien der Mütter. Lebensrhythmus der Frau. Spannung und Entspannung. Freizeit und Ferien in der Familie und allein. Praktische Beispiele. Marion Römer-Spoerri. 5. Juni.

Pflege des Familienlebens durch Freizeitgestaltung. Gespräche, Spiel, Feste und Feiern, Lesen und Erzählen, Musizieren, Sammeln, Basteln usw. Hanni Zahner. 12. Juni.

Gastfreundschaft. Offene Türen, offenes Haus. Gastfreundschaft als Haltung und als Charakterzug einer Familie. Organisierte Gastlichkeit: Gefahr des Perfektionismus; Erschöpfung der Hausfrau vor Eintreffen der Gäste. Die Kunst der improvisierten Gastlichkeit: jeder trägt zur Entspannung und gemeinsamen Freudigkeit bei. Die Kostenfrage. Elisabeth Hintermann-Salzmann. 19. Juni.

Staatsbürgerliche Erziehung daheim. Die Familie als kleinste Gemeinschaft im Staat. Erziehung zur Mitverantwortung. Begegnung mit der grössern Gemeinschaft: Schule, Jugendorganisationen, Gemeinde, Staat, Heimat. Dr. Margrit Bosch-Peter. 26. Juni.

Jeweilen am Dienstag, 15—17 Uhr, im Freizeitzentrum Bucheggplatz. (Ein Kinderhütedienst ist vorgesehen.) Vier einführende Vorträge mit Aussprache. Beginn 5. Juni. Kursgeld Fr. 8.—.

Einschreibungen bis 7. April

im Sekretariat der Volkshochschule, Fraumünsterstrasse 27. Während der Einschreibungen ist das Sekretariat durchgehend geöffnet von 8—19 Uhr, Samstag 8—17 Uhr. Für Auskünfte Tel. 23 50 73.

Wer sich auf diese Mitteilung im «Frauenblatt» bezieht, kann sich ausnahmsweise bis am 14. April anmelden ohne einen Zuschlag bezahlen zu müssen. Vom 9. bis 14. April ist das Sekretariat der Volkshochschule geöffnet von 8 bis 12.15 und von 14 bis 18.30 Uhr sowie am Samstagvormittag.

DER SCHWEIZ. BUND FÜR JUGENDHERBERGEN

führt vom 9. bis 14. April 1962 wiederum einen Wander- und Lagerleiterkurs durch. Als Kursort ist das in einer idealen Wanderlandschaft gelegene und mit einer grossen historischen Vergangenheit umgebene Yverdon gewählt worden. Ausgesuchte Referenten sprechen über die verschiedensten Probleme des Wanderns und der Lagerhaltung. Wanderungen unter heimat- und naturkundlicher Führung sind vorgesehen.

Kursprogramm und Auskünfte sind erhältlich bei der Geschäftsstelle des Schweizerischen Bundes für Jugendherbergen, Seefeldstrasse 8, Zürich 8. Telephon (051) 32 84 67.

SCHWEIZ. LYCEUM-CLUB, GRUPPE BERN
Theaterplatz 7, 2. Stock

Veranstaltungen im Monat April 1962

Freitag, 6. April, 16.30 Uhr: «... mon village», Causerie de Mme J. M. Lüthi-Boillot, écrivain. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 13. April, 16.30 Uhr: Frau Margarethe Schell-von Noé spricht über ihr Leben und Schaffen (anlässlich ihres 20jährigen Jubiläums als Leiterin der Schauspielschule des Konservatoriums Bern). Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 27. April, 16.30 Uhr: Konzert von Ruth Weibel, Sopran, mit freundlicher Mitwirkung von Günther Lieban, Cello. Am Flügel Gertrud Lindt. Werke von Dvorak, Brahms und Werner Bühler. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.30.

LYCEUMCLUB ZÜRICH

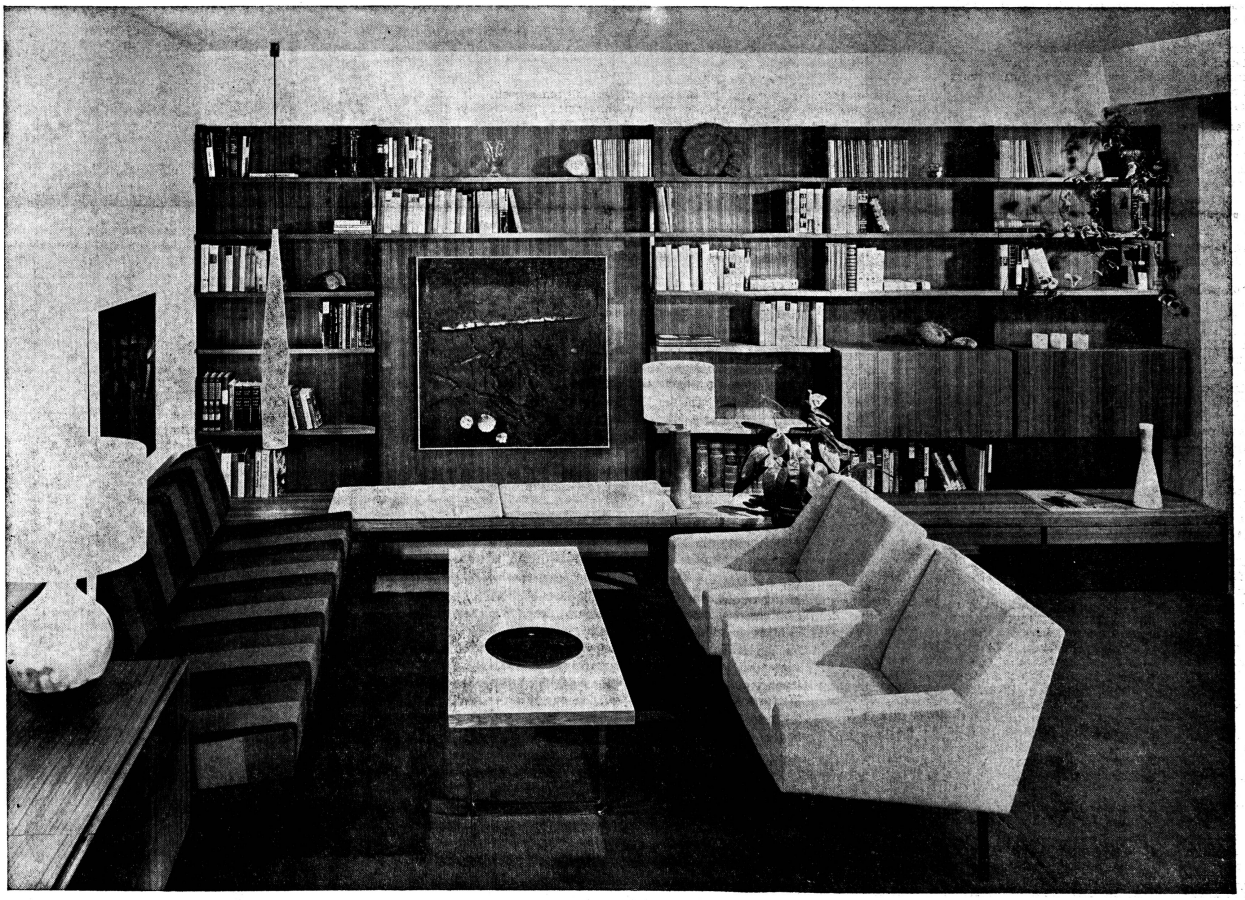
Programm des Lyceumclubs im April 1962

Montag, 2., 17 Uhr: Vortrag von Frau Annemarie Schwyter, Bern: «Die iberische Welt (Spanien und Portugal).» — Montag, 9., Keine Veranstaltung. — Montag, 16., 17 Uhr: Passionsmusik von Pergolesi. Ausführende: Madeleine Baer, Sopran; Elsa Leistner-Reutemann, Klavier. — Montag, 23., Ostermontag geschlossen. — Montag, 30., 17 Uhr: Vortrag von Dr. phil. Ruth Gilg-Ludwig: «Alkmene — Wandlungen und Wachstum eines poetischen Stoffes.»

Handgeschriebene Manuskripte werden nicht angenommen, solche ohne Rückporto nicht zurückgesandt

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau



dw-massmöbel — Ihren Wünschen angepasst!

Aus Hunderten von genormten Elementen ist das gesamte dw-Einrichtungsprogramm aufgebaut. So entstehen zahlreiche Möbeltypen für Wohn-, Ess- und Schlafzimmer, Studios usw. in den vielfältigsten Dimensionen und in vier verschiedenen Hölzern. Jedes dw-massmöbel passt zu jedem und in jeden Raum. Jedes ist ausgewogen in Form und Funktion und durch seine Schlichtheit zeitlos schön.

Das oben abgebildete Wandmöbel mit durchgehender Sitzbank und Rückwänden möge als Beispiel dienen: Die einzelnen Teile sind je 86 cm breit; mit einem Spezialteil wird sodann die ganze Wand genau in Ihr Zimmer eingepasst — das Ganze wirkt grosszügig und gediegen wie eine Spezialanfertigung.

Wenn Sie sich näher für dieses neuartige Programm interessieren, senden wir Ihnen gerne kostenlos und unverbindlich unser originelles, sechzigseitiges Büchlein «wohnen mit dw-massmöbeln» mit allen Mass- und Preisangaben. Es genügt, diesen Abschnitt mit Ihrem Namen und der Adresse (in Blockschrift) an uns einzusenden — Sie werden die Dokumentation postwendend erhalten.

Idealheim AG Basel
Gerbergasse bei der Post

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

16

Er setzte sich auf sein Strohlager, schlug das Zeichen des Kreuzes und bat Gott, ihn zu heilen. «Mein Gott, töte mich lieber», sagte er, «aber entehre mich nicht vor den Menschen ... Weshalb hast du diesen Unrat auf mein Gesicht geworfen? Nimm ihn fort, Gott, nimm ihn fort! Lass mich morgen wieder, rein und menschlich wie bisher, mein gewöhnliches Gesicht besitzen!»

Er vertraute auf Gott und gewann ein wenig Trost. Er schloss die Augen und sah im Traume, wie eine schwarz gekleidete Frau, es konnte Panagia sein, erschien, sich über ihn neigte und ihm weich übers Antlitz fuhr. Manolios fühlte sich erleichtert, er streckte die Hände aus und griff nach der wundertätigen Hand, um sie zu küssen, doch da erscholl spöttisches Gelächter, der schwarze Schleier fiel, und Manolios schrie auf und erwachte. Es war nicht Panagia, es war die Witwe ...

Aber auch Nikolios hatte den Schrei gehört und war in der anderen Ecke erwacht. Er richtete sich auf und sah Manolios zur Wand gekehrt liegen. Verärgert lachte er auf.

«Ach, bist du schon zurückgekommen, Manolios? Hast du schon erledigt, was du vorhattest?»

Aber Manolios lag mit dem Gesicht zur Wand und fuhr sich verzweifelt über sein Gesicht. Die Schwellung hatte sich durchaus nicht gelegt und es waren Wunden entstanden, denn die Fingerspitzen waren feucht geworden von einer dicken, zähklebrigen Flüssigkeit.

Es geht zu Ende mit mir .. Es geht zu Ende mit mir, dachte er, vielleicht ist es der Aussatz.

Er warf sich vornüber auf das Bett und barg den Kopf in den Kissen.

«War es nett?» fragte Nikolios verdrossen. «Ist es dir gut ergangen? Du bist müde, armer Kerl, schlaf nur jetzt!»

«Es geht zu Ende mit mir ... es geht zu Ende ...» murmelte Manolios hoffnungslos, «vielleicht ist es gar der Aussatz!»

Es dämmerte bereits, Nikolios sprang auf, um die Schafe und Ziegen auf die Weide zu treiben. Er wollte gerade zur Tür hinausgehen, die ersten Sonnenstrahlen fielen durch das kleine Fenster herein und erhellten die Hütte. Der Hirtenjunge wandte sich um.

«Auf Wiedersehen, Manolios», sagte er.

Manolios vergass sich und drehte sich um, um ihm zu antworten. Nikolios sah ihn, machte einen Sprung und raste zur Tür hinaus.

«Panagia», rief er aus, «ein Kallikantzaros[8]!»

Manolios rannen die Augen. Ueberall, wo er sich im Gesicht gekratzt hatte, rann es. Er versuchte zu sprechen und den Hirtenjungen zu beruhigen, aber er brachte nichts hervor. Er bewegte nur die Hand, um ihn nicht zu erschrecken.

Nikolios steckte den Kopf zur Tür herein, er liess den ganzen Körper draussen, bereit, sofort in wilder Flucht davonzurennen, und schaute ihn mit aufgerissenen Augen an. Langsam gewöhnte er sich an das, was er sah, und sein Herz kam wieder an den rechten Fleck.

«Um Gottes willen, bist du es Manolios?» sagte er. «Schlag das Zeichen des Kreuzes, dass ich es glauben kann.»

Manolios machte das Kreuzeszeichen, Nikolios fasste Mut, er stieg über die Schwelle und trat ein, aber näherte sich ihm nicht.

«Was ist mit dir, armer Manolios?» fragte er mitleidig. «Der leibhaftige Satan muss sich über dich geworfen und dir diese Maske aufgeklebt haben. Gott schütze dich. Das ist gewiss der Teufel gewesen. Mit meinem Grossvater war es das gleiche.»

Manolios schüttelte den Kopf, er drehte sich wieder zur Wand, um den Jungen nicht zu erschrecken, und gab ihm ein Zeichen, sich auf den Weg zu machen.

«Leb wohl», sagte Nikolios wieder vorsichtig und raste hinaus.

Manolios atmete auf, sobald er allein geblieben war, und sprang mit einem Satz hoch. Er fühlte sich frisch und stark, er empfand keinen Schmerz, er empfand keinen Schütteifrost mehr, und was von allem das Eigenartigste war, er spürte eine unerklärliche Freude in seinem Innern ... Er nahm den Spiegel, näherte sich dem kleinen Fenster und blickte hinein. Das Gesicht war wie eine Trommel, die Haut war gesprungen, und es rann eine dunkelgelbe Flüssigkeit heraus, die sich im Schnurrbart und Backenbart verhärtet hatte. Das ganze Gesicht war feuerrot geworden wie rohes Fleisch. Er schlug das Zeichen des Kreuzes. «Wenn es vom Satan kommt, beschwöre es, Christus», sagte er zu sich selbst, «wenn es von Gott kommt, soll es willkommen sein. Ich glaube nicht, dass er mir Böses will, mein Unglück hat wohl einen geheimen Sinn. Ich soll Geduld beweisen, solange er seine Hand über meine Gesichtszüge hält.»

Als er so sein Unglück überdacht und es sich in seinem Innern zurecht gelegt hatte, wurde er ruhiger. Er zündete das Feuer an, setzte den Topf auf und goss die Milch des gestrigen Abends hinein. Er war hungrig. Er füllte sich eine Schale, aber er konnte den Mund nicht öffnen und nahm ein Rohr. Er steckte es in die Schale und begann gierig die Milch in sich einzusaugen.

Dann ging er hinaus und setzte sich auf die steinerne Bank.

Die Sonne hatte jetzt die Vögel zum Leben erweckt und strahlte weich vom Berggipfel über den Hang und das Feld hernieder, sie öffnete die Türen im Dorf und leuchtete in die Häuser hinein. Sie traf die Witwe noch ausgestreckt auf dem Bett, in dem sie wach und bleich lag, und drängte sich in ihr Haar, sie traf Mariori auf dem Hof, wo sie die Blumentöpfe goss und streichelte wie ein Bräutigam ihren Hals, den noch keiner geküsst hatte, sie traf alle Frauen im Dorf und streichelte sie mild mit freundschaftlicher Hand. Sie liess sich auch neben Manolios auf der Steinbank nieder, und er streckte seine Hände aus und begrüsste sie.

Was ist das für eine Freude, die ich empfinde, dachte er. Was ist das für ein wunderbares Gefühl; ich begreife es nicht ...

Er trocknete sich mit dem Kopftuch sein zerfetztes Gesicht und hob es zur Sonne.

«Ich begreife es nicht, ich begreife es nicht», sagte er zu sich selbst und schwenkte das Tuch in der

Sonne, um es zu trocknen. Als er im Kloster war, hatte Vater Manasis einmal mit ihm über einen Asketen gesprochen, der sich die Haut aufgeschnitten und aus der Wunde Maden hervorgeholt hatte. Und wenn eine Made zu Boden gefallen war, hatte er sich niedergebeugt, sie vorsichtig aufgenommen und wieder in die Wunde gelegt. «Iss», hatte er gesagt, «iss von dem Fleisch, dass es schwindet und nur meine Seele übrig bleibt ...»

Viele Jahre hindurch hatte sich Manolios dieser Made nicht erinnert, doch jetzt, welch ein Trost war sie für ihn, welch eine Lehre in Zuversicht und Geduld!

Er erhob sich und ging hinein, er nahm das Handtuch, in das er das Holzstück gehüllt hatte, nahm die Feile und das Messer und ging wieder hinaus und setzte sich in die Sonne. Er hatte plötzlich gespürt, wie die heilige Gestalt in ihn eingegangen war und sein Herz in Besitz genommen hatte. Deutlich sah er sie jetzt mit allen ihren Zügen, er richtete seinen Blick fest auf sie und begann gebückt sie in dem Holzstück festzuhalten.

Die Stunden vergingen blitzschnell. Die Sonne stand einen Augenblick in der Mitte des Himmels und begann langsam niederzugehen ... Die Späne fielen zu Boden, das Holz wurde leichter; ruhig und traurig, voller Geduld und Güte trat Christi Antlitz hervor. Lange arbeitete Manolios daran, Christi Mund herauszuarbeiten, er sah in sich, wie er sich bewegte und veränderte und konnte ihn nicht festhalten — bald lächelte er, bald hingen die Mundwinkel herab, und er weinte, einmal pressten sich die Lippen fest zusammen, um den Schmerz zu ertragen.

Es war schon Abend geworden, und als Nikolios mit den Tieren zurückkam, fand er Manolios mit dem geschnitzten Christusgesicht zwischen den Knien auf der Steinbank. Er war ganz darin vertieft, diesen Ausdruck wollte auch er haben, wenn für ihn Christi Leiden begannen ... Nikolios blieb stehen, er warf ihm einen Blick zu, aber wandte sich sofort ab. Er konnte ihn nicht ansehen. Auf dem ganzen Gesicht und dem Bart war jetzt der Eiter erstarrt und bildete eine gelbe Kruste. Es schien, als sässe ein böser Geist dort auf der Bank und hielte das Christusgesicht auf den Knien.

«Hilf mir nicht, ich melke allein», sagte er. Er wollte ihn nicht neben sich haben.

Manolios lehnte den Kopf an die Wand und schloss die Augen. Er war ganz erschöpft, aber fühlte sich erleichtert. Die Hände hielt er fest um das geschnitzte Holz gepresst, er war glücklich darüber, dass er das Bild in seinem Herzen so getreu hatte hervorbringen können. Es würde ihm nun nicht mehr zitternd Zeichen geben und in die Luft entschwinden, es konnte ihm nun nicht länger mehr entfliehen, er hatte es im Holz festgehalten und war erleichtert. Er hatte Christi Mund geformt, wie er ihn mit seinen vielen wechselnden Ausdrücken in sich gesehen hatte. Manolios berührte leise das Bild und war stolz über Christi Mund. Wenn man ihn von vorn sah, lächelte er, wandte man ihn ein wenig nach rechts, weinte er, wandte man ihn ein wenig nach links, war er stolz zusammengepresst ... Mit geschlossenen Augen streichelte Manolios mit den Fingerspitzen langsam und zart Christi Antlitz, wie Maria ihr Gotteskind gestreichelt haben würde.

Er nahm wieder das Handtuch, legte vorsichtig das geschnitzte Bild hinein, wie man einen Säugling einzulegen pflegt, und nahm es in die Arme.

Unterdessen hatte Nikolios seine Melkarbeit beendet; ohne sich umzuwenden und Manolios anzusehen, ging er hinein und begann das Abendessen zuzubereiten. Der Aermste, dachte er mit einer unerklärlichen Freude in sich, wie soll er mit einem solchen Gesicht heiraten können? Wenn Lenio ihn zu sehen bekäme, würde sie schreien und davonlaufen.

Er steckte den Kopf zur Türe hinaus.

«Willst du essen?» fragte er. «Kannst du den Mund aufmachen und essen?»

Manolios erhob sich, er war hungrig. Er hatte den ganzen Nachmittag vergessen, etwas zu sich zu nehmen. Er füllte wieder eine grosse Schale mit Milch, nahm das Rohr, legte sich auf die Knie und begann zu saugen. Dann füllte er die Schale von neuem.

Es war schon dunkel geworden, aber sie machten kein Licht, und Nikolios konnte im Dunkel Manolios' geschwollenes Gesicht nicht erkennen. Er fürchtete sich nicht mehr, er war heute abend in gute Stimmung gekommen, er wusste nicht, weshalb, und als er zu essen aufgehört hatte, setzte er sich an den Herd, nahm einen Stock und rührte in der Glut.

Ihm war nicht warm zumute, aber es war ihm unangenehm, dort drinnen mit Manolios zusammen zu schlafen. Er erhob sich.

«Ich habe das Bett für dich zurechtgemacht, schlafe jetzt, morgen geht es dir wieder gut.»

Er nahm seine Decke, breitete sie im Hof auf der Erde aus, legte sich einen Stein als Kopfkissen zurecht, schloss die Augen und dachte an Lenio. Er war nahe daran, wieder zornig zu werden, aber er war müde, er drehte sich auf die andere Seite und schlief ein.

Manolios warf mehr Holz ins Feuer, er fürchtete sich, im Dunkel allein zu sein. Er sah die Flammen steigen und züngeln, er spitzte die Ohren und vernahm durch die offene Tür die Stimme der Nacht — das Schreien der Eulen, die winzigen kleinen Tiere, die in der Erde arbeiteten, und über seinem Kopf die Ratten, die zwischen den Dachbalken liefen und pfiffen ... Und in sich vernahm er die unablässige Stimme, die nur nachts zu hören war, in ihrer Stille und Einsamkeit.

Er erhob sich, trat an die Tür und blickte zu den Sternen empor. Der Jordan[9] floss dort ruhig dahin, der spöttische Jupiter strahlte, der ganze Himmel glänzte froh und stumm mit all seinen Sternen. Ihm war, als senke er sich auf ihn herab, und als Manolios hineinging und sich wieder vor den Herd setzte, fühlte er sich erleichtert und zufrieden.

«Christus», sagte er zu sich selbst, «ist nicht gerade dies das Wunder? Hast Du nicht Deine Hand ausgestreckt, gerade als ich am Abgrund und nahe daran war, ins Verderben zu stürzen?»

Er berührte, nun ohne Widerwillen, ohne Furcht, sein Gesicht. Fast dankbar betastete er die geschwollenen Wangen und das zerfetzte Fleisch.

Wer weiss, wer weiss? dachte er und liebkoste in Gedanken seine Krankheit, dir habe ich für die Rettung zu danken ...

Er lehnte sich beruhigt an die Wand, eine milde Wärme stieg vom Herde auf, und er wünschte, dass der Schlaf bald kommen würde. Mitunter, wenn seine Seele im Dunkel Qualen erlitt, pflegte ein Traum im Schlaf zu ihm zu kommen und ihm den Weg zu weisen.

Vielleicht kommt Gott auch in dieser Nacht im Traume zu mir und erleuchtet mich, dachte er.

Er schloss die Augen und schlief sofort ein.

Das Feuer erlosch, die Nacht verging, die Hähne hatten begonnen zu krähen, als Manolios im Morgenwind erschauerte und die Augen öffnete. Er erinnerte sich nicht, geträumt zu haben, aber sein Herz war von Frieden erfüllt, er schlug das Zeichen des Kreuzes und bewegte die Lippen. Aber es schmerzte ihn wie eine Wunde, die aufgerissen wird, dennoch konnte er heute deutlich sagen: «Ehre sei Gott!»

Er erhob sich, ging hinaus und setzte sich auf seine geliebte Bank. Feuerrot, rund und voller Entzücken ging die Sonne am Himmelsrande auf. Sie blickte wieder mit Freuden auf ihren reichen Besitz, alles war, wie sie es gestern verlassen hatte — die fetten Aecker, Panagias grüner Berg, der unzugängliche Sarakina, der spiegelklare, runde See Voidomata und das liebe Dorf Likovrisi mit den Ameisen, die sich in den engen Dorfstrassen bewegten und die man Menschen nannte. Sie warf einen Blick zur Seite, erhellte Manolios' Gesicht, wärmte es und begann aufs neue ihre rollende Reise.

«Ehre sei Gott!» murmelte Manolios wieder und trocknete sich mit dem Handtuch sein zerfetztes Gesicht.

So kämpfte Manolios dort oben auf dem Berge, bald kämpfte er, seinem Holzstück ein Gesicht zu geben, bald kämpfte er mit Gott oder den Dämonen, bald mit Lenio und der Witwe ... Auf dem Berge Sarakina aber herrschte und regierte der Priester Fotis. Er teilte ein, was ein jeder tun sollte — wer in den kleinen Erdstücken zwischen den Felsen graben und pflanzen sollte, wer bauen sollte, wer auf die Jagd gehen sollte, um irgendeinen Hasen, ein wildes Kaninchen oder ein Rebhuhn zu fangen. Mit Giannakos' drei Pfunden hatte er drei Ziegen gekauft, ausserdem hatte er die Ziege der Witwe, und die Kinder bekamen Milch ... Selbst dachte er daran, das wundertätige Bild des Ai Giorgis zu nehmen und eine Rundfahrt durch die Dörfer und Klöster zu machen, um Hilfe zu suchen. «Wir sind Griechen», sagte er, «wir sind Christen, eine unsterbliche Rasse, wir werden nicht untergehen.»

Unten in Likovrisi tobte immer noch Kapitän Fourtounas auf seinem Bett über seinen zerschlagenen Kopf, der sich nicht heilen lassen wollte. Dem Aga tat er leid, er sandte ihm hin und wieder mit seinem Leibwächter neue Salben und befahl ihm, schleunigst gesund zu werden, um zurückzukehren und wieder zu saufen. Dem alten Patriarcheas aber ging es nicht gut. Er hustete, es fiel ihm schwer zu atmen, und er redete irre. Seit man ihn ins Bett gelegt hatte, ass und verschlang er alles, was er bekam, dann brach er es wieder aus und ass von neuem ... Und unaufhörlich sandte er Boten zu Katarina, sie solle kommen und ihn massieren, aber die Witwe beschwindelte ihn und liess ihn grüssen, sie sei krank und bedürfe selbst der Massage. Der Priester Grigoris seinerseits hatte Kummer um seine einzige Tochter Mariori. Er sah, wie sie täglich bleicher wurde, bleicher als ein Wachslicht, und es eilte ihm damit, sie mit Michelis zu verheiraten, damit er Enkelkinder bekäme. In ihr ruhte seine einzige Hoffnung im Leben, dass sein Geschlecht nicht aussterben werde — nur so glaubte der Priester Grigoris Charon besiegen zu können.

Auch Panagiotaros, der Gipsesser, wurde von schweren Sorgen heimgesucht: Drei Nächte hatte die Witwe ihm nicht das Tor geöffnet, sie wollte nichts mehr von ihm wissen, sie hatte anderes im Sinn, beständig ging sie in die Kirche und zündete Lichter an, die kleine Heilige ... Panagiotaros soff, um sie zu vergessen, er kam jeden Abend volltrunken nach Hause, verprügelte seine Frau und seine beiden Töchter und legte sich dann so lang wie er war auf den Hof und schnarchte. Wenn die Kinder des Dorfes ihn betrunken sahen, liefen sie ihm auf der Dorfstrasse nach und schrien: «Judas, Judas!» Und er raste ihnen nach, aber er trat fehl und stolperte und fiel auf dem Steinpflaster hin.

Jeden Morgen sprach der alte Ladas mit seiner Frau, die ihm gegenüber sass und Strümpfe strickte, ohne etwas zu sagen oder ihm zuzuhören ...

«Er lässt sich Zeit, Penelope, er lässt sich Zeit, der verfluchte Giannakos. Und noch haben wir die Schuldanerkenntnis über die drei Pfund nicht unterschrieben, noch hat er mir nicht eine einzige Handvoll Ohrringe gebracht ... Was meinst du, Penelope? Es gibt keine einzige Frau, wie arm sie auch sei, die nicht ein Schmuckstück aus Gold besässe, nein, es gibt keine. Das verbietet Gott, ... Du wirst sehen, Giannakos kommt mit Gold, sei nicht unruhig, Penelope.»

Dem alten Ladas sauste es in den Ohren, ihm schien, als klopfe er ans Tor, und er glaubte einen Esel schreien zu hören. Er lief barfuss, das Tor zu öffnen und blickte auf die Dorfstrasse hinaus — aber kein Giannakos.

Dieser hatte seine Reise durch die Dörfer beendet, Kämme, Garnrollen, Taschenspiegel, Heiligengeschichten, bunte Stoffe verkauft und an deren Stelle Saatgut, Wolle, Küken und Eier erhalten. Er hatte Geschäfte gemacht, aber seine Gedanken waren weit in der Ferne. Und deshalb gab er rechtes Gewicht und mass genau mit der Elle ...

«Wann ist ein Mensch erlöst?» hatte er einmal einen mohammedanischen Heiligen gefragt. «Wenn er kauft und verkauft und seine Gedanken in den Gärten sind», hatte der Heilige geantwortet. Giannakos' Gedanken weilten in den Gärten.

Hin und wieder dachte er an den alten Ladas,

[8] Ein kleiner Kobold des griechischen Volksglaubens mit abstossendem Aussehen, der während der zwölf Nächte nach Weihnachten in den Häusern sein Unwesen treibt.

[9] Der Fluss Jordan ist die Milchstrasse. Der Jupiter heisst griechisch «Gelasteros», der spöttische Stern. Der Planet Jupiter betrügt die Bauern, die glauben, dass er der Morgenstern sei, und deshalb aufstehen.

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

Ein schönes Geschenk

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Die Unterzeichnete bestellt:

.....Geschenkabonnement Fr. 12.50

.....Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80

.....Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen

als Geschenk an

Genaue Adresse des Bestellers

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Geschenk-abonnement

und das Geschrei und den Jammer, den er erheben würde, oder an seine Schwester, die Hexe, die dem armen Kostantis das Leben zur Hölle machte, oder an Manolios, der jetzt wohl auf den Berg gestiegen war und sich bemühte, zwischen den beiden — Christus und Lenio — die Dinge ins reine zu bringen. Und an den grossen Brotlaib und den satten Hund... All dieses kam und ging, und dann blieben seine Gedanken am Priester Fotis hängen, an dem dürren, ungastlichen Berg, und an den Menschen, die sich in den Felsen festsetzten und die Charon dort nicht vertreiben konnte.

Im Café des letzten Dorfes traf er seinen Freund, den Gastwirt Chirogiorgis, den man auch Kounelos nannte. Er hatte Giannakos mit Freuden willkommen geheissen, ihm abladen geholfen und seine Eselin in den Stall geführt, und kehrte sofort zurück, um den Freund zu bewirten und mit ihm zu plaudern. Unterdessen hatte sich das ganze kleine Dorf um Giannakos, den weitgereisten Kaufmann, eingefunden, der von Dorf zu Dorf zog und neue Nachrichten brachte. Auf alles, das man ihn fragte, vermochte er Antwort zu geben. «Fragt, Freunde, fragt», rief der Gastwirt, «denn morgen zieht er weiter, und vergesst nicht, Kaffee zu bestellen.»

Dicht um ihn versammelt, hatten sie schon eifrig nach allem zu fragen begonnen, was in der Welt geschah — den Grossmächten, den Bolschewiken, dem Krieg, Erdbeben. ... Sie senkten die Stimmen und zitterten. «Herr Giannakos, weisst du etwas von den griechischen Truppen, die gekommen sind und dann wieder wie ein Blitz verschwanden? Was geschieht dort in den griechischen Ländern, aus denen unsere Euzonen gekommen sind? Welche Blutbäder, welche Brände, welche Unglücksfälle? Wir hier, Likovrisi und die Dörfer rundum, liegen abseits, selten erfahren wir etwas. Die Klagerufe sind nicht zu uns gedrungen, aber du, Giannakos, du fährst umher, etwas schnappst du auf, erzähle es uns, wir sind so neugierig, wir bersten vor Wissbegier.»

Auch Giannakos zuckte zusammen. Er musste an den Priester Fotis und sein Dorf denken, das die Türken aus Rache niedergebrannt und dessen Einwohner sie in alle Himmelsrichtungen verstreut hatten... Von Smyrna bis Afiuru-kara-Nisar und weiter rauschte es in den Ruinen ganzer Reihen griechischer Dörfer, das griechische Volk wurde verjagt, Griechenland war in Gefahr...

Doch sie taten Giannakos leid, und er wollte sie nicht betrüben.

«Fürchtet euch nicht, Freunde», antwortete er, «wieviel tausend Jahre hat Griechenland bereits erlebt! Es ist unsterblich. Einige Dörfer sollen niedergebrannt sein, sagt man, einige Menschen sind erschlagen worden, aber die Euzonen werden zurückkommen, sie werden die Dörfer wieder aufbauen, sie werden neue Kinder in die Welt setzen, um Anatolien wieder aufzufüllen. Lasst uns trinken, ich lade euch ein.» — «Gesegnet seist du, Giannakos», rief ein alter Mann, der mit dem Kinn auf den Stab gestützt in der Ecke sass, mit offenem Munde lauschte und jedes Wort des weitgereisten Kaufmannes einsog. «Gesegnet seist du, Giannakos! Es wäre betrüblich, wenn du nicht in unser Dorf fändest, du bist willkommen, da du mit Neuigkeiten aus der grossen Welt zu uns kommst.»

Das Schwatzen hatte sich schon gelegt, als Ali Aga Soulatzades ins Café kam. Er war der alte Herr des Dorfes, der in seinem Gürtel ein Schlüsselbund aller Häuser, die er vermietete, hängen hatte. Das Café des Kounelos gehörte ihm. Er hatte von dem bekannten Reisenden reden hören, seine roten Pantoffeln angezogen, seinen lä[illegible]ten Tschibuk er[illegible] und erschien nun, um mit dem berühmten Kaufmann zu reden. Eine grosse Sorge quälte ihn. Vielleicht konnte der verfluchte Grieche da die Sache für ihn ins reine bringen.

Giannakos erhob sich, er legte die Hand aufs Herz, auf die Lippen und auf die Stirn, um ihn nach allen Regeln der Kunst zu begrüssen. Er war ja sein bester Klient, er hatte einen grossen Harem, und seine Frauen, Töchter und Enkelkinder liebten Gewürze, Schminken, Parfums und Süssigkeiten. Er erhob sich also, grüsste ihn und bestellte Kaffee für ihn.

«Ich habe eine grosse Sorge, mein lieber Kaufmann.»

«Nenne sie, Aga, und was ich vermag...»

«Was ist das eigentlich, was man die Schweiz nennt, kleiner Grieche?» Giannakos rieb sich den Schädel. Er hatte auch davon reden hören, aber nur sehr unbestimmt. *(Fortsetzung folgt*

Die Frauenorganisationen berichten

Eindrücke aus Neu Delhi

Nicht die Weltkirchenkonferenz selber, obwohl diese von grundlegender, ebenso den einzelnen, wie die Gesamtheit der Welt betreffender Bedeutung war, sondern das uralte, im Aufbruch und Umbruch begriffene Indien sei das stärkste Erlebnis gewesen, das sie von ihrer Reise als schweizerische Delegierte aus Neu Delhi heimgebracht habe, begann Fräulein Dr. Marga Bührig ihre Ausführungen im Rahmen der Jahresversammlung der Zürcher Frauenzentrale. Faszinierend und erschreckend, zu beobachten, was alles geschieht, wenn ein Volk sich von den jahrtausendealten Bindungen s[illegible]r Religion und Kultur löst, wenn Altes fällt und Neues an seine Stelle tritt, der Glaube an die lebenspendenden und lebenerhaltenden Götter und Mythen sich zum Glauben an die Technik wandelt und dadurch ein Vakuum entsteht, weil die Technik ja die Gefühlskräfte niemals zufriedenstellen kann. Und gefährlich, für den Westen gefährlich, wenn der Kommunismus als Religion in die Lücke tritt, wie das in Indien, überhaupt in den «unterenwickelten Ländern», heute geschieht. Dr. Marga Bührig zeichnete kurz zuerst die Geschichte des Weltbundes der Kirchen, der 1948 in Amsterdam gegründet wurde und heute in einen neuen Abschnitt eintritt durch den Zuzug vieler junger Kirchen. Es hat sich auch gezeigt, dass die Christenheit die asiatischen Religionen viel ernster nehmen muss, als dies bisher geschehen ist, dass sie von ihnen vieles lernen kann und offenbar eine neue Ausdrucksweise finden muss, die die Botschaft Jesu in neuen Termen, die aus den asiatischen Religionen stammen, ausdrückt. Vier Hauptpunkte haben der Schweizer Theologin in Neu Delhi vor allem zu denken gegeben. 1. Die Bedeutung der weltweiten Kirche, der eine grosse Sendung zugrunde liegt, ein missionarischer Impuls, Religion und Leben wieder als untrennbare Einheit zu gestalten. Die Einheit der «weltlichen Welt» wird immer grösser, ihr muss die Einheit der Kirche, ihre Vertiefung nach innen und aussen auf dem Fusse folgen. In Indien versteht man die westliche Indifferenz der Religion gegenüber nicht, dort sind Glaube und Leben eines. Unsere christliche Welt muss wieder christlich werden. 2. Der ökumenische Rat der Kirchen ist keine protestantische Angelegenheit mehr, es besteht seit der Aufnahme der russischen, bulgarischen, polnischen, rumänischen Kirchen eine Gewichtsverschiebung, die für die Bewegung aber verheissungsvoll sein kann. Erstmals waren in Neu Delhi auch Beobachter aus dem Vatikan anwesend. 3. Die Aufnahme der russischen Kirche brachte tiefe und grundsätzliche Gewissensfragen zur Sprache, zu denen nur mit halbem oder schwerem Herzen eindeutig Stellung genommen werden kann. 4. Die Erkenntnis, dass das Evangelium auch in der heutigen, veränderten Gesellschaft, in der Welt der Technik und des Umbruchs seine lebendige Strahlungskraft behält und in allen Wirrnissen immer wieder durchschimmert. 5. Die Bedeutung der kleinen, lebendigen Gemeinde trat in Neu Delhi sehr stark zum Vorschein. Es zeigte sich, dass die Einheit der Christen nur dort besteht, wo das Christentum wirklich gelebt wird.

Eine rege Diskussion entspann sich, die die Tagung abschloss, die unter der sehr aktiven Präsidentin Frau H. Autenrieth-Gander gestanden und alle Probleme und Fragen der Zürcher Frauenzentrale in einer vorgängig erledigten Traktandenliste behandelt hatte. *RS*

Der Hug-Schuh im Modebild

Wer von Mode spricht, meint nicht nur das Kleid, den Hut, die Tasche, er meint auch den Schuh, denn auch er hat sich dem Geist der Mode anzupassen in Form, Gestaltung und Farbe. Zeigt sich die Mode leicht und beschwingt, so legt auch er jede Schwere ab. Die Gewebe sind weich, das Leder heute weicher denn je. Durchsichtig und locker gewobene Stoffe weisen dem Schuh die Richtung zu Flechtwerk und Perforierungen. Die für Leder bestimmte Farbkarte hat sich verständnisvoll auf die Saison bedingten Modefarben eingestellt, sogar der beliebte Zweitoneffekt wurde mit einbezogen. Mit Blau, Beige, Ecru, Gelb, in neuartigen Tönen, nebst einem warm leuchtenden Rot, lässt sich die Harmonie mit Uni- und Impriméstoffen unschwer herstellen.

Die Formen haben sich eher zugunsten des Fusses gewandelt, die Spitze ist wieder gerundet und sogar leicht abgeschrägt. Die Auftrittfläche des Absatzes hat sich etwas verbreitert, der elegant geschweifte halbhohe Absatz wird hoffentlich dem unseligen Stitto-Absatz bald den Garaus machen. Der Pumps zieht alle Aufmerksamkeit auf sich durch sein weiches, farbschönes Material, wie durch seine phantasievolle Gestaltung. Originelle Lochmotive, feinstes Gitterwerk, kleine Schleifen, Spangen, feine Querbriden, auch Querteilung des Vorderblatts, zieren den Pumps, ohne jede Aufdringlichkeit seine Eleganz wahrend. Die ombrierte Rotschattierung wirkt sich sehr hübsch aus.

Der Trotteur mit Leder- oder Ripplesohle, auf niedern Absatz gestellt, ist von überflüssiger Schwere befreit und zeigt sich formschön und bequem. Die sommerlichen Sandaletten und Strandsandalen sind oft flach oder mit Korkkeil erhöht. Sie halten sich am Fuss durch breite Quer- oder schmale Kreuzbriden, oft auch durch phantasievoll geschnittene Vorderteile, die mit Goldverzierungen ausgestattet sind. Der Herrenschuh ist Modelaunen kaum unterworfen. Seine Form soll elegant, aber vor allem bequem sein. Absatzsorgen kennt er nicht. Er wählt zwischen Leder- und profilierter Gummisohle. Die abgerundete Spitze oder die flache abgeschrägte Carréform, das schöne Leder und die gediegene Verarbeitung geben ihm die gewünschte Eleganz.

H. Forrer-Stapfer

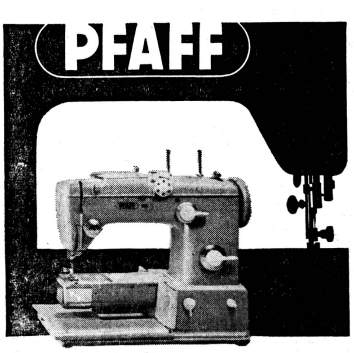
Ihr Rheuma verschwindet schneller
mit der bewährten item - Rheumasalbe
Nachweisbare rasche Erfolge bei Arthritis, Rheuma (akut und chronisch), Gicht, Ischias, Hexenschuss, Muskelkater, Gelenk- und Muskelschmerzen, auch in hartnäckigen Fällen. Sparsamer Gebrauch, kein Brennen oder Röten.
Aerztlich empfohlen
Viele Anerkennungen
Preis pro Tube Fr. 6.75. Unentbehrlich für jede Hausapotheke. In Apotheken und Drogerien.
Fabrikant: Joh. Item, pharmaz. Produkte, Klosters

«VIEUX CHALET» Essertines s/Rolle
das schöne, gepflegte Landhaus inmitten von Wiesen und Wald, in herrlicher, ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfängt vom 15. April bis 15. Oktober
PAYING GUESTS
die Ruhe, Erholung evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank-Hottinger, Dipl. Diätetikerin. — Wenig Zimmer, frühzeitig reservieren bitte.

Tee... einmal anders

VOLG-Apfeltee, das fruchtige und gesunde Getränk aus Schweizer-Äpfeln. Erfrischend, durststillend und nicht aufregend — ideal für die ganze Familie.
UVANO-Tee ist nach besonderem Verfahren aus Bestandteilen von Schweizer Trauben hergestellt. Ein aromatisches, natürliches Getränk mit absolut neuer Geschmacksrichtung.
Bei Einsendung dieses Inserates erhalten Sie gratis eine Musterpackung VOLG-Apfeltee oder UVANO-Tee. (Bitte gewünschte Sorte unterstreichen.) VOLG Winterthur

Gereizt nervös abgespannt?
Sind's die Nerven?
Nehmen Sie FRAUENGOLD — es hilft wieder weiter. Sie werden bald eine Aenderung spüren: Sie sind nicht mehr so nervös, aufgeregt, abgespannt und ärgerlich. Sie fühlen sich wieder frischer, munter und ausgeglichener. FRAUENGOLD beruhigt das Herz und die gereizten Nerven. Tiefer Schlaf und erholsame Nachtruhe stellen sich ein. FRAUENGOLD-Fläschchen zu Fr. 4.25, 11.45 und 21.50 in den Apotheken und Drogerien.
Frauengold

PFAFF

Können Sie sich eine Nähmaschine vorstellen, die alles bietet, was Sie sich zum praktischen Nähen schon erträumten? Eine Zickzack-Automatic, die bei einfachster Handhabung Knopflöcher näht, die ohne Schablonenwechsel unzählige Stickereien hinzaubert, ja Ihnen sogar das mühsame Einfädeln abnimmt? Eine solche Traummaschine ist die PFAFF Portable. Sie reagiert sogar auf Tastendruck und hat noch viele weitere Vorteile.

Stoltex
für und mit Herrenhemden zu
Peter Stoll
Hemdenfabrikation
Zürich 7/32, Hadwigstr. 23 ob. Hegibachpl. Tel. 051/24 56 12 P
Rasche und zuverlässige Hemdenreparaturen

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektiv haushaltungen!

Zwei Beispiele aus unserer überreichen neuen Kollektion

Die kleine rundliche und darum so besonders geräumige Tasche «Valigetta», ist in schwarz, braun, dunkelrot, und auch in marin vorrätig Fr. 59.50
Eine schlanke Tasche von schlichter, klassischer Form mit reicher Innenverarbeitung und hellem Lederfutter Fr. 94.— Ähnliche Modelle ab Fr. 49.50
Leder LOCHER
beim Fraumünster, Tel. 23 18 14

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame